

Victoria Schwenzer / Ulrike Hämmerling

unter Mitarbeit von Dr. Frank Gesemann

„Ein Gemeinschaftsgefühl müsste erzeugt werden, damit sich hier alle angenommen und zu Hause fühlen...“

Aktivierende Befragung in der Gropiusstadt

Abschlussbericht

Berlin 2006

Im Auftrag der S.T.E.R.N. Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbH,  
Quartiersmanagement Lipschitzallee / Gropiusstadt

Gefördert aus Mitteln des Programms „Soziale Stadt“



### Impressum

Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung  
im sozialen Bereich gGmbH  
Scharnhorststraße 5  
10115 Berlin  
Telefon (030) 786 29 84  
Fax (030) 785 00 91  
mail@camino-werkstatt.de  
www.camino-werkstatt.de

## Inhalt

<b>Einleitung: Ziele und Vorgehensweise der aktivierenden Befragung</b>	<b>5</b>
Samplebeschreibung: Wer wurde befragt?	7
<b>Wohnzufriedenheit und Bindung an das Quartier</b>	<b>12</b>
<b>Vorteile des Wohnens</b>	<b>19</b>
<b>Wahrgenommene Veränderungen</b>	<b>21</b>
<b>Nachteile des Wohnens</b>	<b>24</b>
Unsauberkeit im Quartier	30
Unsicherheit und Kriminalität	33
Soziale und kulturelle Angebotsstruktur	38
<b>Nachbarschaftsverhältnisse und Netzwerke</b>	<b>41</b>
<b>Gegenseitige Wahrnehmung von unterschiedlichen sozialen Gruppen</b>	<b>48</b>
<b>Einschätzung der Angebotsstruktur im Quartier</b>	<b>58</b>
<b>Perspektive der Expert/innen</b>	<b>65</b>
<b>Engagement und Partizipation</b>	<b>70</b>
<b>Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen</b>	<b>75</b>
Nachbarschaften und interkultureller Dialog	78
Migration und Integration	80
Kinder, Jugendliche und Familien	81
Zusammenleben der Generationen	83
Ehrenamt und Partizipation	83
Stadtteilkultur	85
Sicherheit	85
Sauberkeit im Stadtviertel	85
Öffentlichkeitsarbeit	86



## Einleitung: Ziele und Vorgehensweise der aktivierenden Befragung

Die Gropiusstadt entstand in den 60er und 70er Jahren als Großwohnsiedlung zwischen den alten Siedlungen Britz, Buckow und Rudow. Die rund 18 500 Wohnungen wurden zum großen Teil im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaus errichtet. Stellte die Gropiusstadt in den ersten Jahren einen attraktiven Stadtteil da, der den Zugezogenen aus den Altbauquartieren moderne, komfortable Wohnungen bot, wandelte sich der Stadtteil in den 80er Jahren zu einem Viertel, in dem soziale Problemlagen geballt hervortraten. Charakteristisch für das Gebiet heute ist ein verstärkter Zuzug von sozial schwachen, bildungsfernen Schichten, wobei es sich hier häufig um Bewohner/innen migrantischer Herkunft handelt, die von staatlichen Transferleistungen abhängig sind. Gleichzeitig wandern nicht-migrantische Haushalte ab.

Das Quartiersmanagementgebiet Lipschitzallee / Gropiusstadt wurde im vergangenen Jahr eingerichtet und als „Präventionsgebiet“ eingestuft. Es ist mit rund 24 000 Einwohner/innen das größte der neuen Quartiersmanagementgebiete, wobei das Gebiet rund um den Lipschitzplatz, das vor allem das Gebiet der Hilfswerksiedlung umfasst, als Kerngebiet ausgewiesen wurde.

Die Verbesserung sozialer Integration in Quartiersmanagementgebieten erfordert eine nachhaltige Aktivierung der Bewohner/innen mit dem Ziel, im Stadtteil stabile Strukturen der Selbstorganisation und des bürgerschaftlichen Engagements aufzubauen. Vor diesem Hintergrund wurde Camino vom Quartiersmanagement Gropiusstadt mit einer aktivierenden Befragung beauftragt. Die Ergebnisse dieser Befragung spiegeln die aktuelle Situation im Quartier wider und machen die Erfahrungen und Bewertungen, Vorstellungen, Bedürfnisse und Wünsche der Bewohner/innen – und weiterer Akteure aus den lokalen Einrichtungen – sichtbar.

Wie sehen die Bewohner/innen ihre persönliche Lebenssituation, wie sind sie mit ihrer Wohnumgebung zufrieden und welche Vor- und Nachteile des Lebens in der Gropiusstadt benennen sie? Wie beschreiben und bewerten Bewohner/innen und andere Akteur/innen die Angebote der sozialen und kulturellen Infrastruktur im Quartier? Wie werden die bestehenden Nachbarschaften bewertet und welche Anforderungen an sie werden formuliert?

Ein weiterer Schwerpunkt der Befragung war es, die Bereitschaft zu freiwilligem bürgerschaftlichem Engagement, insbesondere der Bewohner/innen mit Migrationshintergrund, festzustellen und zu analysieren sowie mögliche Barrieren, aber auch förderliche Faktoren herauszuarbeiten. Auf dieser Basis gilt es, Strategien zu entwickeln, wie Integration, Partizipation und das nachbarschaftliche Miteinander verbessert werden können. Die Studie sollte insbesondere darauf zielen, durch eine Identifizierung von Themen und Sichtweisen der

Bewohner/innen gemeinsam Projekte zur Lösung anstehender Probleme zu entwickeln. Die Bewohner/innen sollen dazu angeregt werden, selbst aktiv zu werden, um die Situation im Stadtteil zu verbessern.

Die Bewohnerinterviews wurden durch Experteninterviews mit Vertreter/innen verschiedener Initiativen und Einrichtungen im Quartier ergänzt. Darüber hinaus drehten sich die Expertengespräche um Fragen der Kooperation untereinander, der Möglichkeiten der Beteiligung von Bewohner/innen im Rahmen ehrenamtlicher Mitwirkung an Projekten und der Erwartungen an die Arbeit des Quartiersmanagements.

Im Anschluss an die Befragung wurde eine Bewohnerversammlung durchgeführt, in dessen Rahmen die Ergebnisse vorgestellt und diskutiert wurden. Ziel war es, zum einen die Bewohner/innen mit den Ergebnissen der Befragung zu konfrontieren und diese gemeinsam zu diskutieren, zum anderen die Arbeit des Quartiersmanagements kurz vorzustellen und finanzielle und ideelle Unterstützungsmöglichkeiten zu skizzieren.

Im Rahmen einer vierstündigen Perspektivenwerkstatt wurden ausgewählte Projektideen aus der Befragung vorgestellt, weitere Vorschläge von Bewohner/innen und Vertreter/innen von lokalen Einrichtungen gesammelt und an konkreten Projektideen in Kleingruppen weitergearbeitet. Diese Perspektivenwerkstatt hatte das Ziel, Bewohner/innen und lokale Akteure zusammenzuführen und Projektideen zu konkretisieren.

## Samplebeschreibung: Wer wurde befragt?

Im Rahmen der aktivierenden Befragung wurden 200 Bewohner/innen mittels eines standardisierten Fragebogens interviewt. Darüber hinaus wurden 100 Leitfadeninterviews mit Bewohner/innen geführt, so dass insgesamt 300 Personen erreicht wurden. Da in jüngster Zeit in der Gropiusstadt diverse standardisierte Befragungen (Befragung zur Umgestaltung des Lipschitz-/Bat-Yam-Platzes, Befragung einer Wohnungsbaugesellschaft, Befragung des Max-Planck-Instituts für Kriminologie zum Thema Sicherheit) durchgeführt worden sind bzw. noch durchgeführt werden, haben wir uns dazu entschlossen, nicht nur die Leitfadeninterviews, sondern auch die Standardinterviews in persönlicher Form („face-to-face“) zu führen, und nicht den gängigen schriftlichen Weg über die Haushalte zu wählen. Dazu wurde auf dem Lipschitzplatz ein „Befragungszelt“ aufgebaut, an dem unsere Interviewer/innen präsent waren. Die große Resonanz auf die Befragungsaktion und die vielen informellen Gespräche am Zelt, die wir mit den Bewohner/innen geführt haben, hat diese Strategie bestätigt: Viele Bewohner/innen haben von selbst den Befragungspavillon aufgesucht; es gab insgesamt großes Interesse an den Interviews und auch das Bedürfnis, auf Missstände und Probleme im Quartier aufmerksam zu machen und Verbesserungsvorschläge und Ideen zu benennen.

Neben dem Zelt auf dem Lipschitzplatz wählten wir noch andere Zugangsweisen zu den Bewohner/innen. Wir sprachen Bewohner/innen auf der Straße an und klingelten in ausgewählten Hauseingängen. Einige der Interviewer/innen stammten aus der Gropiusstadt selbst: Sie befragten ihre Freund/innen, Bekannten und Nachbar/innen; ihre Interviews waren von einem besonders großen Vertrauensverhältnis zwischen Interviewer/in und Interviewten geprägt. Darunter waren auch migrantische Interviewer/innen, die uns Zugang zu migrantischen Interviewpartner/innen verschafften, die wir auf herkömmlichen Wege vermutlich nicht so zahlreich erreicht hätten. Alle Interviewer/innen wurden gemeinsam geschult und auf die Interviewsituation vorbereitet.

In einigen Einrichtungen wurden Bewohner/innen befragt, z.B. Flüchtlingsfrauen in einem Müttertreff. Auch diese Interviewpartnerinnen wären auf herkömmlichen Wege – auch aufgrund geringer Deutschkenntnisse – vermutlich nicht erreicht worden. Durch die umfangreichen Sprachkenntnisse der Interviewer/innen mit eigenem Migrationshintergrund (türkisch, arabisch, russisch, polnisch, rumänisch, ungarisch) konnten Interviews auch in der jeweiligen Muttersprache geführt werden, so dass auch diejenigen, die über geringe Deutschkenntnisse verfügen, ausführlich zu Wort kommen konnten.

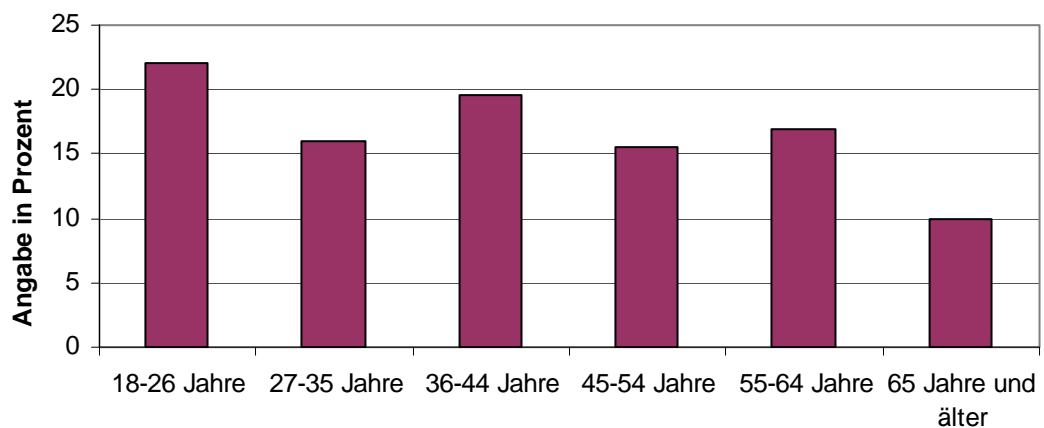
Die Standardinterviews dauerten etwa eine halbe Stunde und enthielten sowohl offene als auch standardisierte Fragen, die quantitativ ausgewertet wurden. Die Leitfadeninterviews wurden in Form von Gesprächen geführt, die sich inhaltlich an den Themen der Standardinterviews orientierten. Diese Themen konnten jedoch durch die offene Gesprächssituation vertieft und qualifiziert werden. Die Interviews wurden während des Gesprächs protokolliert; dabei versuchten die Interviewer/innen möglichst wörtlich aus der Perspektive des Interviewten mitzuschreiben, um die jeweilige Ausdrucksweise des Sprechers zu dokumentieren.

ren.<sup>1</sup> Die Interviewer/innen fertigten anschließend ausführliche Protokolle über diese Gespräche an, die im Unterschied zu den Standardinterviews nicht quantitativ, sondern qualitativ analysiert wurden, indem nach Bedeutungen, Sinnzusammenhängen und Erfahrungen gefragt wurde.

Bezogen auf die 200 Standardinterviews wurden etwas mehr Frauen (56%) als Männer erreicht. 70% der Befragten stammten gemäß einer festgesetzten Quote aus dem Kerngebiet des Quartiersmanagements (A-Gebiet), das vor allem das Gebiet der Hilfswerksiedlung mit rund 5000 Einwohner/innen umfasst. Dieses Gebiet wird durch eine verstärkte Belegung mit sozial schwachen Mieter/innen nicht-deutscher Herkunft charakterisiert. 30% der Befragten stammten aus dem restlichen Wohngebiet (B/C-Gebiet, siehe Karte). Das Gesamtgebiet umfasst 24 046 Einwohner/innen<sup>2</sup>. Da in vergangenen Untersuchungen die Gruppe der (deutschen) Senior/innen dominierte, hatten wir uns das Ziel gesetzt, die unterschiedlichen Altersgruppen gleichermaßen zu berücksichtigen. Bei der Befragung wurde deshalb auch darauf geachtet, dass keine Altersgruppe das Sample dominierte, auch wenn der Seniorenanteil in der Gropiusstadt deutlich höher liegt als im Berliner Durchschnitt<sup>3</sup>.

Folgende Altersgruppen haben wir erreicht:

**Abbildung 1: Altersstruktur der Befragten**



<sup>1</sup> In einigen Fällen wurden die Interviews auch auf Band aufgenommen und anschließend transkribiert.

<sup>2</sup> Quelle QM Gropiusstadt / Lipschitzallee, <http://www.quartiersmanagement-berlin.de/index/1754/>

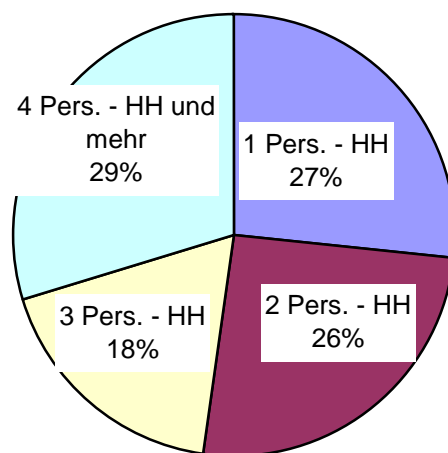
<sup>3</sup> Das Monitoring Soziale Stadt 2004 weist für die Verkehrszellen Lipschitzallee und Wutzkyallee im Durchschnitt einen Seniorenanteil (Einwohner/innen über 64 Jahre) von 20% aus, während dieser Anteil in Berlin insgesamt bei 15,6 % liegt. Allerdings entsprechen die beiden Verkehrszellen nicht dem Befragungsgebiet bzw. dem Gesamtgebiet des Quartiersmanagements, da diese mit 41 097 Einwohner/innen viel größer angelegt sind.



Jugendliche unter 18 Jahren wurden nicht befragt. Laut dem Monitoring Soziale Stadt 2004 liegt der Anteil der Jugendlichen in der Gropiusstadt bei 17,5%<sup>4</sup> und damit etwas über dem Berliner Durchschnitt (16%), während der Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund deutlich erhöht ist.<sup>5</sup>

Die Perspektive der Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren in der Gropiusstadt wird also in der Studie nur aus der Sicht der Elterngeneration berücksichtigt. 18% der Befragten lebte in 3-Personenhaushalten, 29% der Befragten in 4-und-mehr-Personenhaushalten (was nicht identisch ist mit der Kinderzahl im Haushalt, aber auf diese verweist).

### Abbildung 2: Haushaltsgröße



Aufgrund der schon beschriebenen Vorgehensweise wurde ein relativ hoher Anteil von Befragten mit Migrationshintergrund erreicht, was ausdrückliches Ziel der Untersuchung war, da Migrant/innen in den vergangenen Untersuchungen zum Teil zu wenig berücksichtigt wurden. Um zu definieren, was ein „Migrant“ ist, kann auf unterschiedliche Kriterien und Kategorien zurückgegriffen werden. In den Interviews wurde nach eigenem Geburtsort, Muttersprache und Staatsbürgerschaft gefragt. Da die Muttersprache am ehesten auf einen Migrationshintergrund verweist, wird diese Gruppe der Befragten hier der Definition „Migranten“ zugrunde gelegt (auch wenn dies keinen eindeutigen Hinweis auf eigene Migrationserfahrungen darstellt, sondern ebenfalls auf Migrationserfahrungen der Elterngeneration abzielen kann). Mit Migrant/innen werden also in der Studie diejenigen Befragten bezeichnet, die entweder keine deutschen Muttersprachler/innen sind oder außer Deutsch noch eine andere Muttersprache haben.

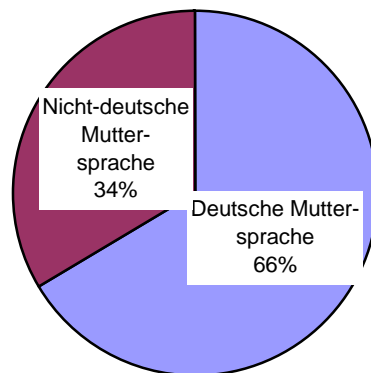
<sup>4</sup> Durchschnitt der Verkehrszellen Lipschitzallee und Wutzkyallee

<sup>5</sup> Quelle QM Gropiusstadt / Lipschitzallee, Integriertes Handlungskonzept, <http://www.quartiersmanagement-berlin.de/index/1754/>

66% der Befragten hatten die deutsche Muttersprache; 34 % der Befragten hatten andere Muttersprachen (z.B. türkisch, polnisch, russisch, arabisch, albanisch, kurdisch, kroatisch, italienisch, finnisch), darunter waren auch Befragte, die zwei oder mehr Muttersprachen angaben. 84% der Befragten besaßen die deutsche Staatsangehörigkeit – das sind also deutlich mehr als diejenigen Befragten, die deutsch als ihre einzige Muttersprache angegeben haben. Oder anders formuliert: 20% der Befragten besaßen die deutsche Staatsbürgerschaft, wuchsen aber mit einer anderen Muttersprache auf. 4,5% der Befragten besaßen keinen gesicherten Aufenthaltsstatus in Deutschland.

Der sogenannte Ausländeranteil wird im integrierten Handlungskonzept des Quartiersmanagements für das Gebiet des QM Lipschitzallee / Gropiusstadt mit 17,2% angegeben. Dieser Ausländeranteil bezieht sich auf die Staatsbürgerschaft und entspricht nahezu den 16% Befragten mit nicht-deutscher Staatsbürgerschaft („Ausländer“).

**Abbildung 3: Muttersprache der Befragten**

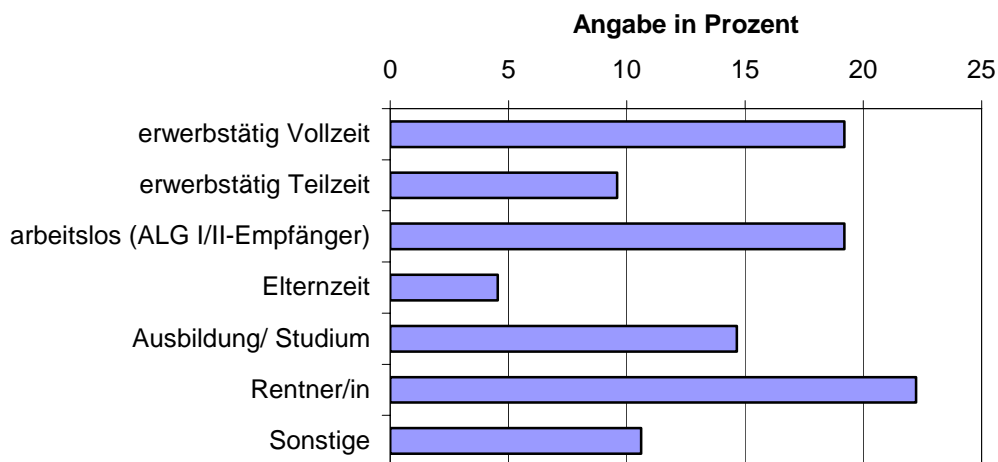


28,8% der Befragten waren zum Zeitpunkt der Befragung erwerbstätig; 19,2 % gaben an, ALG I bzw. ALG II zu empfangen. Der Anteil der Arbeitslosen an den 18- bis 59-Jährigen beträgt laut Neuköllner Kinder- und Jugendhilfebericht von 2003 für das statistische Gebiet Buckow 2, das jedoch nicht vollständig mit dem Gebiet des Quartiersmanagements identisch ist, 15,5%; die Arbeitslosenquote unter Nichtdeutschen ist dabei mit 21,6% deutlich erhöht und im statistischen Gebiet Buckow 2 die zweithöchste in Berlin.<sup>6</sup>

Der Anteil derjenigen, die im Rahmen unserer Befragung „Sonstiges“ angegeben haben, erscheint mit über 10% recht hoch; auf Nachfrage hin stellte sich heraus, dass dies vor allem Mütter außerhalb der Elternzeit und Hausfrauen waren.

<sup>6</sup> vgl. Neuköllner Kinder- und Jugendhilfebericht 2003, Teil 2.

Abbildung 4: Erwerbsstatus



Es soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass unsere Untersuchung weniger den Anspruch hat, repräsentativ zu sein, was sich ja auch aus der geringen Samplegröße von 200 Personen (plus 100 Personen, die anhand von Leitfadeninterviews befragt wurden) und der zum Teil von der Bevölkerungsstruktur in der Gropiusstadt abweichenden Samplezusammensetzung ergibt. Vielmehr hat die Untersuchung einen explorativen Charakter mit qualitativem Forschungsschwerpunkt. Insbesondere durch die Einbeziehung der Aussagen von Bürger/innen, die in den Leitfadeninterviews gesammelt wurden, sollen die subjektiven Erfahrungen und individuellen Einschätzungen von Bewohner/innen stärker zum Ausdruck gebracht werden, die eben nicht repräsentativ für alle Gropiusstädter/innen zu werten sind, aber einen guten Einblick in individuelle Lebenswelten von Bewohner/innen der Gropiusstadt ermöglichen.

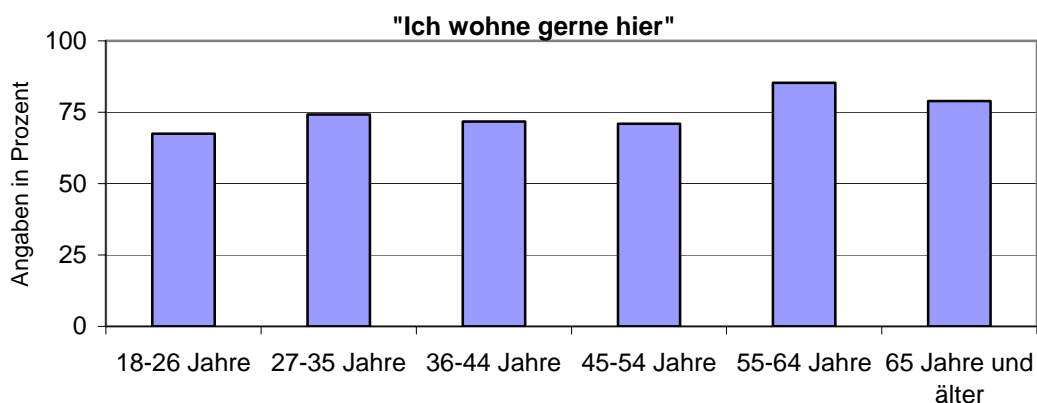
## Wohnzufriedenheit und Bindung an das Quartier

Die Wohnzufriedenheit bildet nicht nur eine Grundlage für das subjektive Wohlbefinden von Menschen, sondern auch für deren Bereitschaft, sich in ihrem Quartier einzubringen und zu engagieren. Da ein Ziel der Befragung die Aktivierung von Bewohner/innen darstellte, war es uns zunächst wichtig in den Interviews ganz generell Informationen darüber zu erhalten, wie wohl sich die Bürger/innen der Gropiusstadt in ihrem Quartier fühlen und wie zufrieden sie insgesamt mit ihrer Wohnsituation sind. Wohnzufriedenheit wird durch verschiedene Faktoren bestimmt, z.B. durch die Identifikation mit dem Wohnviertel, den Grad der sozialen Eingebundenheit und Integration, das bauliche und ökologische Wohnumfeld, die Infrastruktur, die persönliche Wohn- und Lebenssituation, die Wohnqualität, die Sicherheit im Viertel und vieles mehr.

Deutlich wurde, dass der überwiegende Teil der Gropiusstädter/innen (74,1%) gern im Quartier wohnt. Am ausgeprägtesten ist die Wohnzufriedenheit in den Altersgruppen der 55- bis 64-Jährigen (85,3%) und der über 65-Jährigen (78,9%). Aber auch in der Altersgruppe der 18-26-Jährigen beantworteten 67,4% der Interviewten die Frage, ob sie gern in der Gropiusstadt wohnen, mit einem „Ja“. Stellvertretend für viele andere Interviewte soll hier eine Frau aus der Altersgruppe 36-44 zu Wort kommen, die das wiedergibt, was viele benannten:

*„Ich wohne seit 7 Jahren hier und bin sehr zufrieden. Ich mag die grüne Umgebung hier. Es ist sehr ruhig, es ist nicht so hektisch und laut wie in der Innenstadt. Und das wichtigste für mich ist, dass alles in der Nähe ist: Einkaufen, Gesundheitszentrum, Verkehrsanbindung, Jugendclub. Mir gefällt auch das Einkaufszentrum, die Gropiuspassagen. Da kriegt man alles. Und mir gefällt meine Wohnung. Es ist ein schöner Neubau.“*

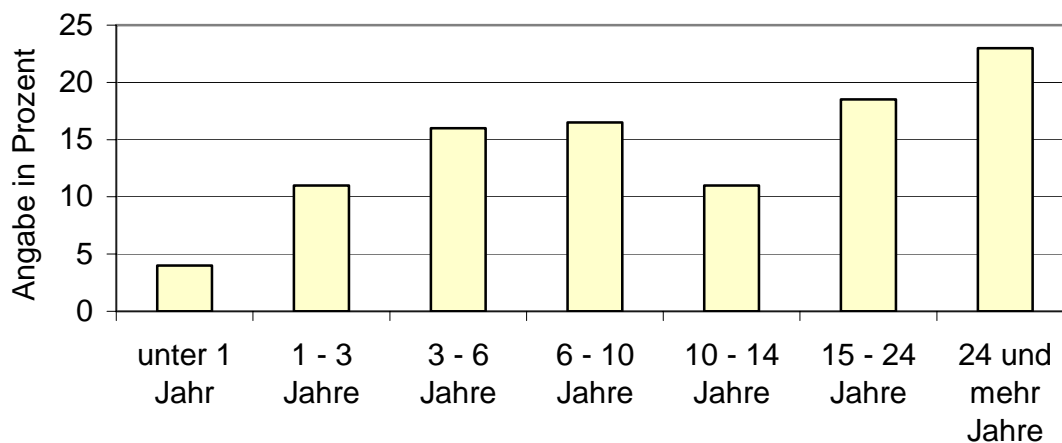
**Abbildung 5: Wohnzufriedenheit nach Alter (Frage: Wohnen Sie gerne hier? Prozentualer Anteil derjenigen nach Altersgruppen, die mit „ja“ geantwortet haben)**



Innerhalb des gesamten Wirkungsbereiches des Quartiersmanagements, der sich in A- und B/C-Bereich unterteilt, ließen sich bezüglich der Wohnzufriedenheit nur geringe, nicht signifikante Unterschiede feststellen. Bei den Bewohner/innen des Kerngebiets, des sogenannten A-Gebiet des Quartiersmanagements, gaben 73,7% der Befragten an, gern im Quartier zu wohnen, während es bei den Befragten aus dem B/C-Gebiet 75% waren. Auch die Angaben von Menschen mit deutscher Muttersprache zur Wohnzufriedenheit (74,8%) unterschieden sich nur unwesentlich von denen mit nichtdeutscher Muttersprache (71%).

Um neben der Wohnzufriedenheit mehr über die Bindung an das Quartier zu erfahren, fragten wir zum einen nach der bisherigen Wohndauer, zum anderen nach der Wohnperspektive. Es zeigte sich, dass ein großer Anteil der Befragten 10 Jahre und länger in der Gropiusstadt wohnt (52,5%). 23 % wohnten sogar schon 24 Jahre und länger dort. 15% der Interviewten waren innerhalb der letzten 3 Jahre hinzugezogen.

**Abbildung 6: Wohndauer**



In den Leitfadeninterviews wurde deutlich, dass es sowohl bei jüngeren als auch bei älteren Interviewten, sowohl bei „Alteingesessenen“ als auch bei „Neuhinzugekommenen“ eine positive Bindung ans Quartier gibt, was wir hier exemplarisch anhand einiger Aussagen illustrieren möchten.

*„Ich wohne seit acht Jahren hier und von Anfang an hat es mir gut gefallen. Wir sind damals 1996 aus Russland gekommen und als wir nach Gropiusstadt zogen, habe ich gleich Freundinnen gefunden, die mir hier alles gezeigt haben. Es gefällt mir hier einfach.“ (junge Frau, Altersgruppe 18-26)*

„Wir gehören zu den ersten, die hier miteingezogen sind. Sie müssen wissen, dass, als die Gropiusstadt gebaut wurde, in Westberlin ja eher Wohnungsnot herrschte, weil nach dem Krieg eben viel zerstört war. Und dann sind viele aus ungünstigen Wohnverhältnissen in die Gropiusstadt gezogen. Für uns war das damals schon toll, endlich eine große schöne Wohnung zu haben. Neubau, das war ja damals was. Keine Kohleheizung mehr, Warmwasser, Balkon, Fahrstühle – echter Luxus. Wir haben es am Anfang jedenfalls sehr genossen. Und bestimmte Dinge sind ja immer noch sehr schön. Die Ruhe, die Grünanlagen, die Nähe zum Umland. Wir fahren viel mit dem Fahrrad raus. Uns gefällt auch die ganze Konstruktion hier, die lockere, weitsichtige Bebauung. In der Innenstadt, oder in anderen Stadtbezirken ist es uns einfach zu eng. Da wohnen die Leute so dicht. Hier wohnen zwar viele in einem Haus, aber man hat trotzdem das Gefühl, dass viel Platz da ist.“ (Ehepaar, Altersgruppe 55-64)

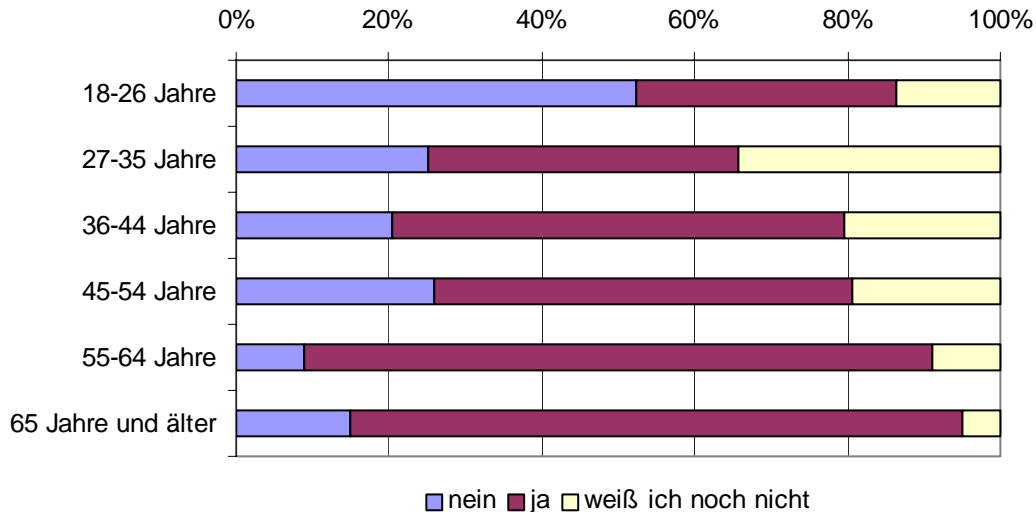
„Die Siedlung ist sehr grün, man ist schnell draußen auf den Feldern. (...) Ich bin hier aufgewachsen. Alle meine Freunde leben hier. Man kennt sich einfach. Es ist nicht so anonym. Ich kenne viele Jugendliche auf den Straßen, von der Schule oder vom Jugendclub, von den Passagen. Ich bin halt viel unterwegs mit Freunden und da kennt man sich. (...) Ich kann jetzt gar nicht so sagen, was mir alles gefällt. Es ist einfach so ein Gefühl, dass es für mich hier stimmt. (...) Ich kenn mich hier aus, schon seit ich klein bin. Das ist hier meine Gegend.“ (junge Frau, Altersgruppe 18-26)

In unserer Untersuchung beantworteten 56% der Interviewten die Frage, ob sie in den nächsten 5 Jahren in der Gropiusstadt wohnen bleiben möchten mit „Ja“. 26,5% dagegen möchten in den nächsten 5 Jahren wegziehen und 17,5% waren noch unentschlossen. Wenn man sich die Vorstellungen zur Wohnperspektive verteilt nach Altersgruppen anschaut, wird deutlich, dass vor allem in der Gruppe der 18-26-Jährigen der Wunsch vorherrscht, die Gropiusstadt zu verlassen: 52,3% dieser Gruppe gibt an, nicht im Quartier wohnen bleiben zu wollen, 13,6% sind unentschlossen und 34,1% geben an bleiben zu wollen. In der Altersgruppe der 27-35-Jährigen steigt der Anteil der Unentschlossenen auf 34,4%. Hier geben jedoch 40,6% an, in der Gropiusstadt bleiben zu wollen und 25% hegen Wegzugspläne. Am klarsten ausgeprägt ist die Bleibeperspektive bei den Altersgruppen der 55-64-Jährigen (82,4%) und der über 65-Jährigen (80%). Dies überrascht wenig, da es sich vor allem um alteingesessene Mieter/innen handelt, die – so lassen die Ergebnisse aus den Leitfadeninterviews schließen – eine hohe Identifikation mit der Gropiusstadt aufweisen. Auch sind ältere Bewohner/innen prinzipiell weniger mobil als Jüngere, die eventuell auch aus beruflichen Gründen das Quartier verlassen.

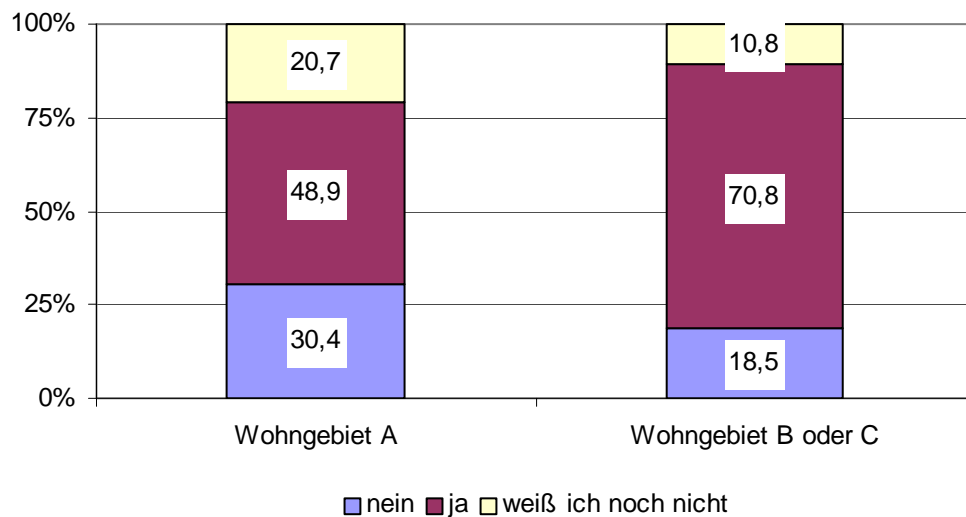
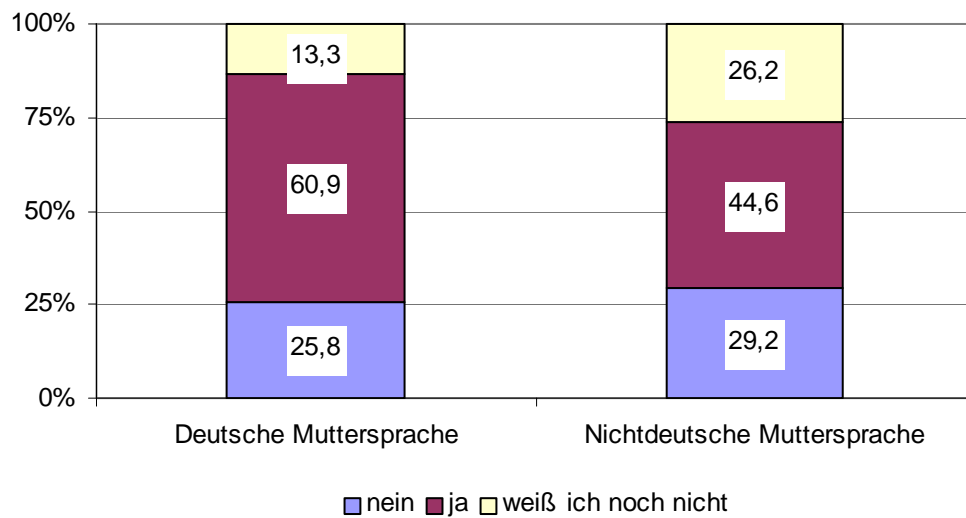
Es zeigte sich, dass vor allem die Bewohner/innen des A-Bereiches über Wohnalternativen nachdenken. Hier äußerten 30,4% den Wunsch wegzuziehen, während im B/C-Bereich nur 18,5% sich nicht vorstellen können, in den nächsten 5 Jahren in der Gropiusstadt wohnen zu bleiben. Über die Ursachen für diese Diskrepanz lassen sich nur Vermutungen anstellen. Der verstärkte Wegzugswunsch könnte auf die verschärfte soziale Problematik des A-Gebietes verweisen, aber auch mit den als relativ hoch empfundenen Mieten zu tun haben.<sup>7</sup>

Während der prozentuale Anteil derjenigen, die nicht in der Gropiusstadt wohnen bleiben möchten, bei den deutschen Muttersprachler/innen (25,8%) und den nichtdeutschen Muttersprachler/innen (29,2%) nicht sehr weit auseinanderliegt, kann man jedoch feststellen, dass im Gegensatz zu den deutschen Muttersprachler/innen, die sich sicher sind, in der Gropiusstadt wohnen bleiben zu wollen (60,9%), nur 44,6% der Bewohner/innen mit nichtdeutscher Muttersprache für sich diese Perspektive sehen. Der Anteil der noch Unentschlossenen in dieser Population ist wesentlich höher (26,2%) als bei den deutschen Muttersprachler/innen (13,3%). Dies mag auf eine geringere Identifikation mit dem Quartier verweisen. Ausschlaggebend könnte aber auch die Unzufriedenheit mit der eigenen Wohnung (Wunsch nach billigerer, größerer Wohnung – siehe unten) sein.

**Abbildungen 7, 8 und 9: Wohnperspektive nach Alter, muttersprachlicher Zugehörigkeit und Wohngebiet (Frage: Möchten Sie in den nächsten 5 Jahren hier wohnen bleiben?)**



<sup>7</sup> Der doch beträchtliche Unterschied bei der Wohnperspektive zwischen den verschiedenen Gebieten könnte allerdings auch auf die unterschiedliche Samplegröße von Befragten der jeweiligen Gebiete zurückzuführen sein. Die Anzahl der Befragten des A-Gebietes betrug 135, die des B/C-Gebietes 65.



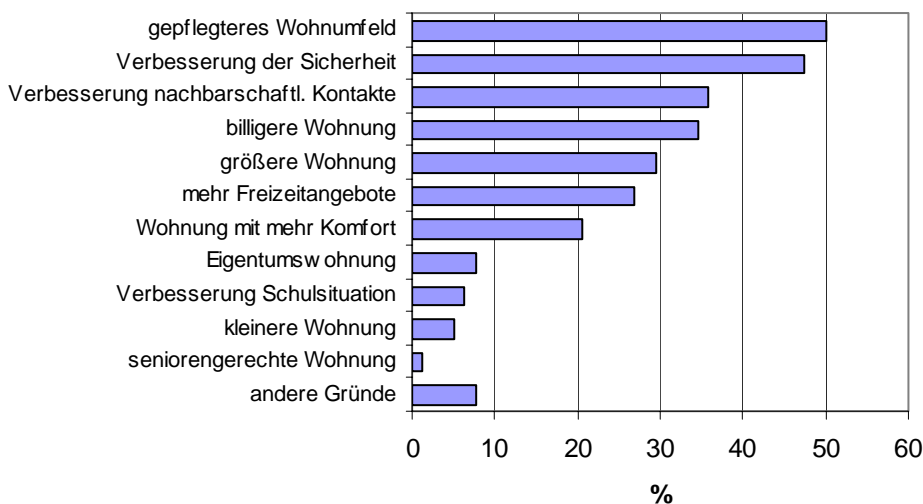
Der doch hohe Prozentsatz der Menschen insgesamt, die nicht im Quartier wohnen bleiben möchten bzw. noch unentschlossen sind (44%) verwundert, wenn man dagegen setzt, dass nur 25,9% angegeben haben nicht gern in der Gropiusstadt zu wohnen und wirft gleichzeitig die Frage auf, welche Gründe, Bewohner/innen zum Bleiben im Quartier bewegen könnten.<sup>8</sup> Zur Beantwortung dieser Frage, waren den Interviewten geschlossene Antwortkategorien vorgegeben worden. Mehrere Antworten waren möglich.

<sup>8</sup> Wir können hier nur mutmaßen, dass es trotz bestehender genereller Wohnzufriedenheit Gründe geben kann, die Menschen dazu veranlassen, nach Wohnortalternativen zu suchen, wie z.B. berufliche Perspektiven, Familiensammenführungen, Möglichkeit einer wohnlichen Verbesserung etc.



Jeder zweite derjenigen, die nicht im Quartier wohnen bleiben möchten, gab ein gepflegteres Wohnumfeld als einen möglichen Grund an, im Quartier zu bleiben, dicht gefolgt von der Verbesserung der Sicherheit. Etwa ein Drittel der Befragten nannte die Verbesserung der nachbarschaftlichen Kontakte als einen möglichen Bleibegrund. Deutlich wird aber auch, dass die Verbesserung der eigenen Wohnsituation – vor allem eine billigere und größere Wohnung – für viele Befragte ausschlaggebend ist. Dass die wohnliche Verbesserung bei nicht wenigen der Befragten – so wünschen sich über 30% derjenigen, die nicht im Quartier wohnen bleiben möchten, eine billigere Wohnung – entscheidend für den geplanten Wegzug ist, würde auch die oben erwähnte prozentuale Diskrepanz zwischen prinzipieller Wohnzufriedenheit („Ich wohne gerne hier“) und geäußerten Wegzugsplänen erklären.

**Abbildung 10: Gründe im Quartier zu bleiben („Was würde Sie veranlassen, hier wohnen zu bleiben?“)**



Betrachtet man die Gruppen der Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen im Vergleich, wird deutlich, dass vor allem die Migrant/innen eine billigere oder größere Wohnung suchen. Die Gründe dafür könnten in einem niedrigeren Durchschnittseinkommen der Migrant/innen liegen, das allerdings in der Untersuchung nicht erfragt wurde, aber aufgrund der soziodemografischen Daten nahe liegt. Der Wunsch nach einer größeren Wohnung kann auch in der höheren Kinderzahl der befragten migrantischen Bewohner/innen begründet sein, wenn man bedenkt, dass in der Gropiusstadt der Anteil migrantischer Jugendlicher deutlich erhöht ist. Darüber hinaus ist auffällig, dass die Verbesserung der Nachbarschaft im Gebiet A einen höheren Stellenwert einnimmt als im Gebiet B/C. Dies mag darauf verweisen, dass sich im Kerngebiet des Quartiersmanagements soziale Probleme bündeln und es aufgrund hoher Fluktuation weniger stabile Nachbarschaften gibt. Auf die Gründe dafür, warum Bewohner/innen mit ihrer Wohnsituation unzufrieden sind bzw. über einen Wegzug nachdenken

möchten wir in den Abschnitten *Wahrgenommene Veränderungen* und *Nachteile des Wohnens* näher eingehen.

## Vorteile des Wohnens

Die Interviewten wurden danach gefragt, welche Vorteile das Wohnen und Leben in der Gropiusstadt für sie beinhaltet. Diese Frage wurde offen gestellt; mehrere Antworten waren möglich. Auffällig war, dass hier vor allem Vorteile erwähnt und beschrieben wurden, die im infrastrukturellen Bereich liegen. An erster Stelle wurden die guten Einkaufsmöglichkeiten genannt, wobei damit in erster Linie die Gropiuspassagen gemeint waren. Fast jeder zweite Befragte (47%) führte dies als Vorteil an. Fast ebenso häufig wurden die guten Verkehrsverbindungen (43,5%) erwähnt, gefolgt von den Grünanlagen und der grünen Umgebung durch die Stadtrandlage (37%). Ein weiterer Teil der Befragten (21,5%) führt die eigene Wohnsituation als besonderen Vorteil an. Damit meinten die Befragten eine günstige und schöne Wohnung („das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt“) mit entsprechendem Wohnkomfort, aber auch spezielle Vorteile des Wohnens in einem Hochhaus – z.B. die weite Aussicht – wurden hervorgehoben.

Neben diesen baulichen und infrastrukturellen Vorteilen wurde auch die eigene soziale Situation (Familie, Freunde) und die allgemeine soziale Situation im Quartier (freundliche Menschen, gute Atmosphäre, „Multikulti“) als Vorteil genannt, jedoch in weitaus geringerer Häufigkeit (9,5 % bzw. 7%).

In den Leitfadeninterviews wird die besondere Mischung aus Stadt und Land in der Gropiusstadt, die zur Wohnzufriedenheit der Bewohner/innen beiträgt, besonders deutlich. In dem Interview mit einem Bewohner (Altersgruppe 27-35) wird die Struktur der Großsiedlung positiv hervorgehoben. Gleichzeitig zeigt der Interviewausschnitt eine große Identifikation mit dem Quartier, in dem der Befragte aufgewachsen ist:

*„Mir gefallen z.B. die Hochhäuser. Manche Leute mögen ja lieber Altbau. Bei mir ist das nicht so. Die Wohnungen sind groß, mit schönen Balkonen, man kann weit gucken und man wohnt mit vielen Leuten. Zwischen den Häusern ist viel Platz, da hab ich als Kind viel draußen gespielt. Gropiusstadt ist eine gute Mischung zwischen dem Städtischen und Ländlichen. Ich kenne hier viele Leute, auch wenn viele Freunde von mir inzwischen weggezogen sind. Die Mieten sind bezahlbar. Die U-Bahn bringt mich überall hin. Warum sollte ich weg ziehen? Hier kenn ich mich aus, hier bin ich zu Hause.“*

Diese positive Perspektive („Hier bin ich zu Hause“) ist aber nicht nur auf alteingesessene Bewohner/innen beschränkt. Eine Bewohnerin der gleichen Altersgruppe, die aus Russland nach Deutschland eingewandert ist und erst seit 3 Jahren in der Gropiusstadt wohnt, schätzt ebenfalls neben der günstigen Infrastruktur die Mischung aus Großstadt und ländlicher Umgebung und die Möglichkeiten, die diese Lage für ihre Familie bietet:

*„Ich hab hier Läden, ich hab die U-Bahn, eine gute Verkehrsverbindung zu meiner Arbeitsstelle in Rudow. (...) Ich geh gern in die Gropiuspassagen, da ist immer viel los. Hier ist es ja oft recht ruhig, was ich aber auch genieße. Für meinen Sohn ist es auch sehr gut hier. Ich*

*habe hier gleich die Kita nahe bei, es gibt Spielplätze, es gibt viel Grün. Der Junge sieht auch mal Vögel oder Eichhörnchen, hat Kontakt mit der Natur. Ich komme selbst von einem Dorf, ich bin in Russland bis zu meinem 10. Lebensjahr aufgewachsen. Mit meinem Mann hat es mich später nach Berlin verschlagen. Wenn ich Zeit habe, gehe ich mit meinem Sohn oft raus spazieren und am Wochenende machen wir Familienausflüge. Wir fahren Fahrrad oder gehen im Sommer ins Freibad. Irgendwas machen wir immer und sind deswegen sehr glücklich hier.“*

Auch wenn diese Bewohnerin nicht explizit von einem Heimatgefühl spricht, wird in dem Interview doch eine große Wohnzufriedenheit deutlich und auch eine Identifikation mit dem Quartier.

## Wahrgenommene Veränderungen

In den Standardinterviews wurde nach den Veränderungen im Wohnviertel gefragt, die die Bewohner/innen in den vergangenen 5 Jahren wahrgenommen haben. Gleichzeitig wurden die Bewohner/innen aufgefordert, diese – wenn möglich – zu bewerten. Auffällig war es, dass wesentlich mehr negative Veränderungen benannt wurden (73,2% aller Aussagen zu Veränderungen im Viertel) als positive (26,8% aller Aussagen). Bei den negativen Veränderungen wurden am häufigsten Punkte aufgezählt, die wir unter soziostrukturelle Veränderungen gefasst haben (20,5% der Nennungen). Dazu zählt zum einen die Wahrnehmung der Veränderung der sozialen Zusammensetzung im Viertel, die mit Stichworten wie „mehr Senior/innen“, „weniger Kinder“, „Wegzug von jungen Familien“, „Zuzug von armen Leuten und Sozialfällen“ und „viel Zu- und Wegzug“ beschrieben wurde. Zum anderen wurden damit verbundene soziale Problemlagen wie Armut, Alkoholismus, Drogenkonsum, Arbeitslosigkeit im allgemeinen und Jugendarbeitslosigkeit im besonderen angesprochen. Zusammenhängend mit der Veränderung der Sozialstruktur wurden insbesondere Veränderungen auf der Ebene des menschlichen Miteinanders beklagt (47,1% aller Nennungen zur Wahrnehmung der sozialen Veränderung im Viertel). Hier wurden Aussagen gemacht wie „die Menschen sind unfreundlicher geworden und kümmern sich nicht umeinander“, „Nachbarn kennen sich nicht mehr untereinander und haben wenig Kontakt“, „Leute sind aggressiver und kälter geworden“, „benutzen mehr Ellenbogen“ und „zeigen weniger eigene Initiative“. Als weitere wichtige Bereiche, die als negative Veränderungen genannt wurden, ergaben sich die Wahrnehmung von Schmutz und Lärm im Quartier (19,3% aller Nennungen zu negativen Veränderungen), Zunahme von Kriminalität und Unsicherheit (16,7%), Veränderung der ethnischen Zusammensetzung im Viertel (10,8%), Verschlechterung des kulturellen Angebotes (7,9%) und die Wohnsituation in den Häusern (6,7%). Auf all diese Punkte werden wir in den folgenden Kapiteln genauer eingehen, da sie sich mit den genannten Nachteilen des Wohnens und Lebens im Quartier decken und in vier große Themenblöcke einteilen lassen: soziale Situation im Quartier, Unsauberkeit des Quartiers, Unsicherheit und Kriminalität sowie schlechte soziale und kulturelle Infrastruktur.

An dieser Stelle soll das Thema *infrastrukturelle und bauliche Verschlechterungen* (14,3% aller Nennungen) kurz angesprochen werden, da es uns von vielen Bewohner/innen in den Gesprächen besonders ans Herz gelegt wurde. So wurde vor allem der Wegfall der Buslinie 144 beklagt, der beispielsweise Senior/innen zum Gesundheitszentrum und zum Britzer Garten brachte und ihnen die Organisation ihres Alltags nun erschwert. Ebenso wurden die Geschäftsschließungen rund um den Lipschitzplatz und der Verlust von kleinen, wohnortnahen Läden bedauert, die durch die Gropiuspassagen verdrängt wurden. Auch die Umgestaltung des Lipschitzplatzes gefällt nicht allen Bewohner/innen und einige kritisierten, dass die Bürger/innen über die Umgestaltung nicht ausreichend informiert worden seien.

Zur Illustration der wahrgenommenen negativen Veränderungen möchten wir an dieser Stelle wieder Bewohner/innen zu Wort kommen lassen.

„Ich bin '81 hier hergezogen. Früher war es hier besser: die Zusammensetzung der Einwohner war besser, es gab bessere Einkaufsmöglichkeiten und es gab eine Pizzeria, in der man gut essen konnte. Das Viertel kippt um: Die soziale Zusammensetzung und die ethnische Mischung stimmen nicht mehr. Die Ausländer haben sich untereinander in den Haaren. Die Probleme hängen aber nicht nur unbedingt davon ab, ob es um Ausländer geht oder um Deutsche, sondern von der Kriminalität, die ausgeübt wird. Abends ab 22.00 Uhr kann man als Frau nicht alleine hier lang laufen. Wie bei uns hier ist das in keinem Viertel. Es gibt zu viele Sozialhilfeempfänger. In ein paar Jahren haben Sie hier die Bronx. Das Problem ist die Mieterstruktur.“ (Mann in der Altersgruppe von 45-54)

„Was mir nicht so gut gefällt ist, dass die Mieten sehr stark gestiegen sind in den letzten Jahren. Ich zahle heute über 100 Euro mehr. Gleichzeitig hat der Service hier in der Hilfswerksiedlung stark nachgelassen. Es ist schmutzig in den Häusern und auch auf den Höfen. Früher wurde zwei mal in der Woche sauber gemacht und heute, wenn überhaupt, dann nur einmal. Die Wohnqualität ist einfach schlechter geworden. Keiner achtet mehr darauf, ob die Grünanlagen gepflegt werden. Früher waren Leute angestellt, die haben begrünt und den Sand ausgewechselt. Alle zwei Jahre wurden die Fenster gestrichen. Aber überall in der Gropiusstadt wird gespart.“ (Frau, Altersgruppe 45-54)

„Also, da kann ich natürlich viel mehr zu sagen, weil ich es eben hier nicht mehr so schön finde, wie zu der Zeit, als wir hier einzogen. Früher war es hier z.B. sehr sauber und jetzt schauen Sie sich mal um, wie das hier aussieht, auf der Straße auf den Plätzen liegt der Dreck. Es wird nicht geräumt. Die Leute sammeln den Hundedreck nicht ein. Die Häuser sind von außen beschmiert und innen sind auch die Wände bemalt und überall liegt Werbepapier herum. Auch die Spielplätze sind sehr schmutzig. (...) Ein weiterer Punkt ist die Sicherheit. Ich habe mir auch deswegen einen Hund angeschafft, weil ich mich mit dem sicherer fühle. (...) Früher habe ich Schicht gearbeitet und kam oft gegen 2.00 Uhr nachts nach Hause. Das war gar kein Problem. Da hatte ich nie Angst. Wenn ich jetzt mal spät komme, schau ich mich immer um und fühl mich unwohl. Eigentlich möchte ich nicht mit so einem Gefühl der Unsicherheit leben. (...) Ich muss auch sagen, dass die Menschen sich geändert haben. Sie sind kälter geworden. Keiner sagt mehr „Guten Tag“. Ich verstehe das nicht und es macht mich auch traurig. Wissen Sie, ich bin ein positiver Mensch. Ich gehe gern auf andere Menschen zu und spreche auch gern mal mit Nachbarn. (...) Die Menschen rennen alle aneinander vorbei. Es ist, als wären sie wild geworden. Ich weiß auch nicht, was das ist. Die Leute haben wenig Zeit für Höflichkeiten. Das macht mich wirklich traurig.“ (Frau, Altersgruppe 36-44)

In den zitierten Aussagen der Bewohner/innen wurden eine ganze Reihe von Problemlagen, Konflikten und Wohnnachteilen (Verschmutzung des Stadtviertels, Unsicherheitsgefühl auf der Straße, sozialer Wandel des Viertels, Veränderung des sozialen Klimas etc.) benannt, auf die im folgenden Kapitel näher eingegangen werden soll. Es gab aber auch eine ganze Reihe von Bewohner/innen, die auch positive Veränderungen des Stadtviertels benannten, auch wenn die negativen Wahrnehmungen dominierten.

Bei den positiven Veränderungen wurden am häufigsten Aussagen gemacht zur baulichen Gestaltung und Verschönerung des Viertels (30,4 % der Nennungen). Bei einem Teil der Befragten gibt es also das Gefühl, dass sich in der Gropiusstadt etwas tut, Grünanlagen angelegt, Häuser saniert und verschönert wurden. Insbesondere die bauliche Gestaltung vom Lipschitzplatz und Bat-Yam-Platz wurde hier positiv erwähnt und die Neugestaltung des U-Bahnhofs Lipschitzallee. Dies macht deutlich, dass solche baulichen Veränderungen und Verbesserung im Stadtraum von den Bewohner/innen durchaus wahrgenommen und wertgeschätzt werden.

Des Weiteren gaben viele die Erweiterung von Einkaufsmöglichkeiten als wesentliche Verbesserung an (24%). Die meisten bezogen sich dabei auf den Ausbau der Gropiuspassagen. Die Verbesserung des sozialen Klimas (8%), die Verbesserung des kulturellen Angebotes (6,7%) und die Verbesserung der Sicherheit im Viertel (3,2%) waren weitere genannte Punkte, die jedoch nur von einer Minderheit genannt wurden. Nur 2,4% der Aussagen machten deutlich, dass es der befragten Person rundum gefällt und sie mit allem zufrieden ist. Bei der Interpretation der prozentualen Verteilung ist jedoch wichtig zu bedenken, dass diese nicht aufgrund geschlossener Antwortkategorien zustande kam, sondern auf einer Auswertung einer offenen Frage basiert.

## Nachteile des Wohnens

Die Frage nach den Nachteilen im Quartier war ebenso wie die Frage nach den Vorteilen als offene Frage konzipiert. An erster Stelle wurden hier Aspekte benannt, die die soziale Situation im Quartier betreffen. 47% der Befragten, d.h. nahezu jeder zweite Interviewpartner, nannte einzelne Aspekte der sozialen Situation im Wohnviertel als Nachteil. Hinter diesem thematischen Oberbegriff, den wir zur Strukturierung der Auswertung eingeführt haben, verbirgt sich jedoch eine ganze Reihe unterschiedlicher und zum Teil auch widersprüchlicher Aussagen. Es wurde allgemein von einem „*schlechten sozialen Milieu*“ gesprochen oder auch – weniger zugespitzt – von einer unausgewogenen sozialen Mischung (vgl. auch Kapitel „Wahrgenommene Veränderungen“). Häufig wurde ein als zu hoch empfundener Migrantanteil („*zu viele Ausländer im Viertel*“) als negativ bewertet – ein Aspekt, der vor allem von Nicht-Migrant/innen benannt wurde, aber auch in den Interviews mit Migrant/innen eine Rolle spielte, die sich von anderen oder auch von der eigenen ethnischen Gruppe abgrenzten. Den in ihrer Tendenz häufig pauschalen fremdenfeindlichen bzw. auch rassistischen Aussagen der Nicht-Migrant/innen („*Ausländer sind kriminell*“) stehen stereotype Bilder von Migrant/innen gegenüber, die von „den Deutschen“ entworfen werden („*Deutsche sind kalt*“). In beiden Fällen ist es wichtig zu fragen, welche Erfahrungen hinter diesen pauschalen rassistischen und/oder stereotypen Bildern stehen (zu dieser Problematik siehe auch das Kapitel „Soziale Situation im Quartier“).

An zweiter Stelle bei den Nachteilen wurden hier Aspekte genannt, die die Unsauberkeit im Quartier und den Lärm betreffen (42% der Befragten). Hier wurden u.a. Hundekot, Müll, Schmutz und Graffitis vor allem im öffentlichen Raum, aber auch in Wohnhäusern genannt (z.B. Hunde, die in die Aufzüge pinkeln). In Bezug auf die Situation in den Wohnhäusern wurde auch den Wohnungsbaugesellschaften eine Vernachlässigung der Sauberkeit und des Services vorgeworfen.

An dritter Stelle wurden Unsicherheit und Kriminalität als Wohnnachteil genannt (33,5% der Befragten). Häufig wurden hier allgemeine Schlagworte genannt („*hohe Kriminalität*“), mitunter wurde dies auch etwas ausgeführt (Diebstähle, gewalttätige Überfälle etc.). Sowohl ein subjektives Unsicherheitsgefühl spielte in den Antworten eine Rolle („*gehe aus Angst nachts nicht auf die Straße*“) als auch reale Erfahrungen („*bin schon dreimal überfallen worden*“).

An vierter Stelle wurden mangelnde soziale und kulturelle Angebote von den Befragten genannt (20,5%) mit Stichworten wie „*es gibt zu wenig Angebote sich zu treffen*“, „*es fehlen kulturelle Angebote, z.B. klassische Musik und Theater*“, „*ungenügende Kinderangebote*“ „*zu wenig gastronomische Einrichtungen*“.

Auf diese vier Themenfelder möchten wir im Folgenden näher eingehen. Dabei beziehen wir uns sowohl auf die Angaben, die die Bürger/innen bei der Beantwortung des Standardfragebogens machten als auch auf Aussagen der Bewohner/innen aus den Leitfadenterviews.



## Soziale Situation im Quartier

Die Angaben zur sozialen Situation, die die Befragten machten, als wir sie zu Nachteilen ihres Wohnviertels befragten, decken sich zum großen Teil mit denen, die sie zum Thema „wahrgenommene negative Veränderungen“ machten. Wir möchten trotzdem noch einmal auf verschiedene Punkte näher eingehen, die hier benannt wurden.

Es wurde deutlich, dass viele Bürger/innen die Belegungspraxis der Wohnungsbaugesellschaften als Ursache für soziostrukturelle Veränderungen im Viertel sehen und diese sehr kritisch beurteilen. In den Interviews wurde von „*Verstumung*“ und „*Ghettoisierung*“ sowie von einem „*generellen Niveauverlust*“ gesprochen („*Wissen Sie, wir haben Angst, dass Gropiusstadt verkommt...*“). Gerade diejenigen, die schon lange in der Gropiusstadt wohnen, kritisieren die Belegungspraxis der Wohnungsbaugesellschaften, die zu einer unausgewogenen sozialen Mischung geführt habe:

*„Viele Leute ziehen eben auch weg, die sich es leisten können und ziehen lieber in andere Viertel, wo die Wohnqualität höher ist. Das fing alles damals an mit dieser Fehlbelegung durch die Belegungsbindung. Das war ja damals hier alles sozialer Wohnungsbau und die Besserverdienenden mussten halt auf jeden Quadratmeter noch was zuzahlen, bis zu 2,50 DM pro Quadratmeter. Dadurch sind viele solvente Mieter wieder weg gezogen und die Armen blieben und in den 80er Jahren sind dann eben viele Ausländer eingezogen. Von den Leuten, die hier 1974 mit mir eingezogen sind, gibt es nur noch sehr wenige.“* (Mann, Altersgruppe 55-64)

*„Ich finde, dass die Gropiusstadt immer mehr verkommen ist. Die euphorische Anfangsstimmung, obwohl hier am Anfang auch nicht alles toll war, die ist verschwunden. Die Gropiusstadt hat sich für mich sozial entmietet. Es wurden zuviel Wohnungen belegt mit Leuten, die sie nicht bezahlen können. So viele Sozialhilfeempfänger sind hier nach und nach reingezogen. So was senkt einfach das Niveau. Die soziale Mischung, die war am Anfang stimmig, und jetzt ist das gekippt.“* (Mann, Altersgruppe 55-64)

Die Äußerung, dass die soziale Mischung nicht mehr stimme, zielt zum einen auf einen gestiegenen Anteil von ärmeren Bevölkerungsschichten, von Sozialhilfeempfänger/innen, von bildungsfernen Bevölkerungsgruppen, zum anderen auf einen gestiegenen Migrantenanteil, aber auch auf die generationelle Verteilung in der Gropiusstadt mit einem hohen Anteil von Senior/innen und einem zumindest in der Wahrnehmung der Menschen hohen Anteil von Jugendlichen.<sup>9</sup> Verbunden mit dem Thema der veränderten Bevölkerungsstruktur werden

---

<sup>9</sup> Der Anteil der Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren liegt im Berliner Durchschnitt, wobei der Anteil nichtdeutscher Jugendlicher mit ca. 20,1% der Jugendlichen stark überrepräsentiert ist. Quelle QM Gropiusstadt / Lipschitzallee, Integriertes Handlungskonzept, <http://www.quartiersmanagement-berlin.de/index/1754/>

verschiedene soziale Problemlagen angesprochen. Die Arbeitslosigkeit wird von vielen als Ursache für soziale Schwierigkeiten gesehen.<sup>10</sup>

*In manchen Häusern gibt es kaum noch Leute, die arbeiten. (...) Hier auf dem Platz könnte man einen Schnapsladen im Sommer aufmachen, denn alle trinken schon am Morgen so viel, weil sie nichts anderes zu tun haben. (...) Hier arbeiten die Leute kaum und deswegen kommt es zum Streit. Man hat keine Beschäftigung und sucht Probleme. Vorher war eine ganz andere Mikrostruktur da: Die Leute haben gearbeitet, für viel oder wenig Geld, sie konnten Ihren Lebensunterhalt verdienen und haben sich auch gut miteinander verstanden.“* (Frau, Altersgruppe 27-35)

*„Ganz schlimm ist auch diese Cliquenbildung. Wenn viele ausländische Kinder da sind, bilden die Gruppen und lassen keine anderen Kinder zu. Man nennt das wohl Integration, was da fehlt, aber ich habe kein Rezept dafür. Wie soll das funktionieren? Die Eltern haben keine Schuld, es ist eher ihre Lage, die berufliche. Die Arbeitslosigkeit vor allem. Ich habe das Glück, Arbeit zu haben – Arbeit zu haben ist heute Glück!“* (Frau, Altersgruppe 36-44)

Insbesondere die Ausbildungssituation für Jugendliche und die Jugendarbeitslosigkeit wird von vielen Befragten als problematisch angesehen.

*„Aber das Problem ist, dass die Jugendlichen abgelenkt werden müssen. Bei der großen Arbeitslosigkeit kann man auch nicht mehr erwarten. Ich habe selbst 3 Kinder und ich weiß, wie das ist, denn sie hängen nur rum zu Hause und haben nichts zu tun und kommen auf komische Ideen (lacht). Deshalb müsste für die Jugendlichen eine Beschäftigungsstätte gebaut werden, ein Ort, der sie anziehen würde und wo sie etwas Interessantes und Nützliches machen könnten.“* (Mann, Altersgruppe 36-44)

Alkoholismus und öffentlicher Alkoholkonsum wurde von vielen Bürger/innen als weiteres Problem benannt. Auch Geschäftsleute klagen darüber:

*„Was ich ganz schlimm finde, dass im Sommer hier auf dem Bat-Yam-Platz immer die ganzen Asozialen sitzen, die Alkoholiker, die Penner. Die pöbeln die Leute an und vertreiben mir*

<sup>10</sup> Im Bericht Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2004 wird für das Cluster 4, dem die Verkehrszelle Lipschitzallee zugeschlagen wurde, angegeben, dass die Arbeitslosigkeit mit 17% bei den Deutschen und 18,6% bei Migrant/innen deutlich über dem Berliner Durchschnitt liegt, ebenso wie die Jugendarbeitslosigkeit und die Langzeitarbeitslosigkeit. Dies gilt auch für die Sozialhilfedichte, bei den Deutschen (9,2%), den Migrant/innen (17,2%) und den Kindern und Jugendlichen (22,7%). Für die Verkehrszelle Lipschitzallee direkt, die ja einen Teil des Kerngebietes des Quartiersmanagements darstellt, werden folgende Angaben gemacht: Arbeitslosigkeit bei Deutschen (15,8%), Arbeitslosigkeit bei Migrant/innen (22,8%), Arbeitslosigkeit bei Menschen unter 25 (12,5%), Langzeitarbeitslosigkeit (6,7%), Sozialhilfedichte bei Deutschen (10,1%), Sozialhilfedichte bei Migrant/innen (27%), Sozialhilfedichte bei unter 18-Jährigen (29,6%).

die Kundschaft. Ich habe Angst dagegen etwas zu sagen, weil sie mir sonst vielleicht die Scheiben einwerfen. Es wird gemunkelt, dass das Ordnungsamt sich darum kümmern will, aber ich habe da wenig Hoffnung. Da wurde doch bisher nichts unternommen und wir Geschäftsleute werden damit allein gelassen.“ (Mann, Altersgruppe 55-64)

Sehr viele Befragte bewerteten den gestiegenen Anteil von Migrant/innen an der Gesamtbevölkerung als negativ. Dabei wurde oft pauschal kritisiert, dass der „Ausländeranteil“ in der Gropiusstadt zu hoch sei und die Angst geäußert, dass die Deutschen bald eine Minderheit in der Gropiusstadt darstellen würden. Schwierigkeiten, die sich aus der ethnischen Zusammensetzung des Viertels ergeben, sind aus Sicht der Bewohner/innen fehlende Integrationsbemühungen („Die wollen sich nicht anpassen“) und -möglichkeiten, fehlende Deutschkenntnisse bei Migrant/innen und damit verbundene Verständigungsschwierigkeiten sowie die Unterschiedlichkeit von Lebens-, Verhaltens- und Denkweisen. Es gab viele Stimmen, die die Migrant/innen pauschal für erhöhte Kriminalität und die „Senkung des Niveaus des Viertels“ verantwortlich machten.

„Ich finde ganz ehrlich, dass diese vielen Ausländer das Niveau hier gesenkt haben. Z.B. wenn sie mal am Sonntag zum Flohmarkt kommen würden, dieser Lumpenmarkt. Da sind dann überall diese türkischen Frauen mit 10 Plastiktüten. Das gefällt mir einfach nicht. Auch das im Sommer dann immer alle auf den Wiesen lagern. Das senkt das Niveau.“ (Frau mit deutscher Muttersprache, Altersgruppe 36-44)

Unterschiedliche kulturelle Praxen – wie das „Lagern auf den Wiesen“ – werden abwertend als „Niveauverlust“ beschrieben; soziale Unterschiede – wie das Einkaufsverhalten von einkommensschwachen Schichten – werden kulturalisiert. Die pauschale Abwertung von ganzen Bevölkerungsgruppen und die Kulturalisierung von sozialen Unterschieden sind Elemente eines fremdenfeindlichen Diskurses.

Migrant/innen selbst beschwerten sich über Ausländerfeindlichkeit und „mangelnden Respekt gegenüber Ausländern“ von Seiten der Deutschen. Hier zwei Stimmen, die die Problematik aus beiden Perspektiven skizzieren:

„Generell habe ich ja schon gesagt, dass ich es eigentlich zu viel finde, zu viele Leute, die nicht deutsch sind in der Gropiusstadt. Das sieht man ja im Straßenbild, das merk ich in der Kita. Das ist ja nun aber in vielen Bezirken Berlins so. Und dazu kommt eben auch, dass viele nicht deutsche Leute eher zur armen Bevölkerungsschicht gehören, vielleicht keine Arbeit haben, wenig Geld haben und wenig deutsch sprechen und das wirkt sich dann auch noch mal auf das soziale Klima aus. Hier wohnen ja nun nicht gerade so viele wohlhabende Leute.“ (Frau mit deutscher Muttersprache, Altersgruppe 36-44)

„Die Deutschen hier interessieren sich nicht für die Ausländer, aber auch nicht für sich untereinander. Die Deutschen mögen die Ausländer nicht. Es kommt aber auch nicht zum offe-

nen Konflikt, weil die Ausländer dann eher klein begeben und sich ruhig verhalten. Die Deutschen geben hier den Ton an, sagen wie es zu laufen hat und wollen am liebsten, dass die Ausländer weg gehen. Sie sind der Boss und die anderen sollen gehen. Aber was soll ich machen? Ich bin besser still und vergesse.“ (Frau mit polnischer Muttersprache, Altersgruppe 45-54).

Auf dieses Thema wird im Kapitel „Wahrnehmungen von unterschiedlichen sozialen Gruppen“ noch gesondert eingegangen.

Die generationelle Zusammensetzung in der Gropiusstadt stellte aus Sicht der Befragten ein weiteres Problemfeld dar, welches die soziale Situation im Viertel prägt. Die starke Präsenz von jungen Menschen im Quartier wurde vor allem aus der Perspektive der älteren Befragten als Problem genannt, während die starke Präsenz von Senior/innen im Quartier von jüngeren Befragten als Nachteil genannt wurde („Ich finde, hier wohnen zu viele alte Leute. Hier ist einfach nicht viel los. Nachts passiert hier nichts.“) Viele ältere Bewohner/innen äußerten Ängste im Umgang mit Jugendlichen. Insbesondere das Auftreten von Jugendlichen in Gruppen, oft wurde von „Jugendgangs“ und „Jugendbanden“ gesprochen, die öffentliche Räume besetzen und „herumlungern“, ruft Unsicherheiten und Ängste hervor.

„Aber das Problem ist, dass da eine aufmüpfige Jugend heranwächst, die die Eltern auch nicht mehr im Griff zu haben scheinen. Man liest ja viel in der Zeitung von Überfällen und schlimmerem. Und wenn wir abends noch unterwegs sind, dann kommen da auch manchmal größere Gruppen von ausländischen Jugendlichen durch die U-Bahn, da werden wir schon nervös. Wir haben auch abends nie viel Geld dabei. Oder man geht auf der Straße und da kommen vielleicht vier junge Männer, die versperren dann den ganzen Weg, und dann muss man ausweichen oder rufen ‚Jungs macht mal Platz‘.(...) Das Problem ist die hohe Arbeitslosigkeit. Die haben dann keine Arbeit, kein Geld, vielleicht keine Chance einen Ausbildungsplatz zu bekommen und dann werden die so.“ (Frau, Altersgruppe 55-64)

„Wissen sie, wir haben Angst, dass Gropiusstadt verkommt. Ich bin nicht ausländerfeindlich, aber die jungen Türken sind unmöglich. In der U-Bahn kann man sich nicht sicher fühlen. Es gibt natürlich solche und solche, aber die aggressiven sind mehr geworden. Nachts gibt es häufig Ruhestörungen und wenn ich tagsüber mit meiner Einkaufstasche an ihnen vorbei gehe, ist mir oft nicht wohl dabei. Das sind so Gang-Typen, da hat man schon Angst.“ (Frau, Altersgruppe 55-64)

Oft wurde von älteren Befragten mangelnder Respekt der Jugendlichen gegenüber den Älteren beklagt und die Meinung geäußert, dass die Eltern ihrer Erziehungsverantwortung nicht in ausreichendem Maße nachkommen und als elterliche Autorität zu wenig präsent sind.

Ganz allgemein wurde ein zunehmend aggressiver Umgang miteinander im öffentlichen Leben kritisiert, der das soziale Klima in der Gropiusstadt mehr und mehr bestimme.

*„Heftig. Das Verhältnis ist eher aggressiv, geprägt von Beschimpfungen, auf beiden Seiten. Da stehen z. B. Kinder an der Ampel und Erwachsene gehen bei Rot rüber. Wenn man dann etwas zu den Erwachsenen sagt, wird man angepöbelt oder man bekommt mit dem Krückstock gedroht. Der Respekt fehlt. Das ist ein allgemeines Problem.“* (Frau, Altersgruppe 45-54)

*„Es wird immer lauter. Ich meine damit nicht den Verkehr, sondern beziehe mich auf den Menschenbereich. Jugendliche sind laut und Ältere aber auch. Die Kommunikation stimmt nicht mehr. Immer neue Leute kommen, andere gehen.“* (Frau, Altersgruppe 45-54)

## Unsauberkeit im Quartier

Das Thema „mangelnde Sauberkeit“ nahm in unseren Interviewgesprächen einen großen Raum ein. 42% der Nennungen, die bei Nachteilen im Quartier genannt wurden, bezogen sich darauf. Und auch bei den Antworten zu den negativen Veränderungen in den letzten 5 Jahren bezogen sich 19,3% aller Nennungen auf Schmutz und Lärm. Zur Unsauberkeit im Quartier lassen sich verschiedene Unterpunkte zuordnen. Zunächst einmal wurde allgemein das Gefühl bekundet, dass die Menschen achtloser mit ihrem Lebensraum umgehen und sich nicht mehr darum kümmern, wie es im öffentlichen Raum, den alle miteinander teilen, aussieht.

*„Generell finde ich die Gropiusstadt dreckig, z.B. hier auf dem Bat-Yam-Platz. Die Leute schmeißen einfach alles hin und es wird zu selten sauber gemacht. Ich finde es traurig, dass die Leute sich so verhalten. Die Leute lassen einfach alles fallen und kümmern sich nicht darum, dass es dann dreckig aussieht.“* (Mann, Altersgruppe 45-54)

*„Also, ganz schlimm ist der Vandalismus und die Unordnung überall. Das fängt schon bei den Grünanlagen an, da kümmert sich doch keiner drum. Dann sind die Fahrstühle beschmutzt, also beschmiert mit Farbe. Die Leute schmeißen zum Teil auch ihren Müll einfach aus den Fenstern. Also, das kann ich einfach nicht verstehen, wie man so mit seiner Umwelt umgehen kann. Wir leben doch schließlich alle hier! Überall in den Hausfluren liegt auch Werbung herum. Das lassen die Leute einfach fallen. Die Einwohner/innen sind einfach rücksichtslos geworden und kümmern sich nicht um ihre Umgebung. Das ist traurig, sage ich Ihnen.“* (Mann, Altersgruppe über 65 Jahre)

*„Niemand achtet die Dinge. Die Leute haben überhaupt keinen Respekt, nicht voreinander, nicht vor der Umgebung. Zweimal die Woche wird der Fahrstuhl und der Flur sauber gemacht, aber die Leute halten es nicht sauber! Im Fahrstuhl herrscht Rauchverbot, aber die Leute rauchen dort trotzdem, weil sie Andere oder Verbote nicht respektieren. Es gibt Schmierereien, Graffiti, und die Kinder schreiben und kratzen auf den Fenstern herum.“* (Mann, Altersgruppe 27-35)

Unter Unsauberkeit wurde generell die Verschmutzung von Plätzen, Höfen, Grünanlagen und Straßen gefasst, aber auch die in den Wohnhäusern, den Fluren und Hauseingängen. Des Weiteren wurde auch über Lärm in Häusern und Höfen geklagt. Vor allem Graffiti werden von vielen als störend wahrgenommen. Dabei kam die Kritik daran nicht nur von den älteren Bewohner/innen, sondern auch von den Jüngeren.

*„Und ehrlich gesagt gefallen mir die Graffiti auch nicht. Ich hab nichts gegen gute Graffiti und die Gropiusstadt kann wirklich Farbe gebrauchen. Aber die meisten Graffiti hier sind einfach schlecht gemacht, das ist nur Schmiererei. Also, wenn man den Jugendlichen Flächen zur Verfügung stellen würde und gutes Material und ein bisschen Anleitung, da könnte*

*man echt tolle Sachen machen. Das hat ja die BVG am Alex vorgemacht, da an den Bauzäunen. Da sind tolle Sachen entstanden. So etwas könnte man doch hier auch machen.“* (Mann, Altersgruppe 18-26)

Vandalismus ist ein weiterer Punkt, der oft als Problem angesprochen wurde.

*„Was mir nicht gefällt ist, dass viel kaputt gemacht wird, z.B. gibt es in den Parks kaum noch Bänke, weil diese zerstört werden. Oder die Tischtennisplatten im Wäldchen wurden im letzten Jahr zerstört. Ich habe mich dann telefonisch beim Grünflächenamt bzw. Ordnungsamt gemeldet und die haben mir versprochen, sie wieder aufzustellen und tatsächlich haben sie sie dann wieder hergerichtet. Aber die Jugendlichen machen viel kaputt. Vandalismus nennt man das wohl heute.“* (Mann, Altersgruppe über 65 Jahre)

Einige gaben an, dass ihnen das Erscheinungsbild der Gropiusstadt generell zu grau und eintönig ist und sie sich mehr Farbe im Quartier wünschen.

*„Generell ist die Gropiusstadt zu grau. Ich finde, hier könnte mal richtig Farbe rein, die Häuserfassaden könnten bunt angemalt werden. Vor allem jetzt im Winter schlägt dieses Weiß und grau echt auf die Stimmung. Ich finde z.B. auch so was wie Mosaikskulpturen schön. Ich war letztes Jahr mit meinen Eltern in Barcelona, da gab es so bunte Mosaiks. So was wäre hier auch schön. Das macht alles gleich viel freundlicher.“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26)

Auch die Wohnungsbaugesellschaften gerieten in unseren Gesprächen immer wieder in die Kritik. Es wurde von einer „Vernachlässigung der Wohnungen durch die Wohnungsbaugesellschaften“ gesprochen, davon, dass „die Wohnqualität stark nachgelassen“ habe, weil „die Wohnungsbaugesellschaften sich nicht mehr kümmern“.

*„Es verkommt alles, ALLES! Es ist dreckig geworden, nichts wird gemacht – auch nicht an der Wohnung. Hören Sie, im Haus ist es entsetzlich dreckig! Glauben Sie, die Wohnungsbaugesellschaft hätte in den dreißig Jahren auch nur einen Finger gerührt? Nichts! Seit 30 Jahren nichts gemacht!“* (Frau, Altersgruppe 55-64)

*„Dann finde ich es auch eine Schande, dass die Wohnungsbaugesellschaften, in meinem Fall die GEHAG, überhaupt nicht mehr an ihren Mietern interessiert sind und an ihren Gebäuden schon gar nicht; die verkommen immer mehr zu Ruinen, hier will keiner mehr wohnen“* (Mann, Altersgruppe 45-54)

Die Kritik richtete sich aber auch an den Bezirk, dem mangelnde Pflege der Grünanlagen und mangelnde Schmutzbeseitigung (z.B. Hundekot) vorgeworfen wurde. Da die Befragung im Winter stattfand, war auch mangelnde Schneeräumung u.a. auf dem Lipschitzplatz und Bat-Yam-Platz immer wieder ein Thema:

*„Dann wird hier nicht geräumt. Sie sehen ja den Platz. Da wurde nichts gemacht. Als alter Mensch muss man Angst haben, sich was zu brechen. Überall ist Schnee und Eis.“* (Frau, Altersgruppe über 65 Jahre)

In den Gesprächen ließ sich bei aller Kritik auch eine gewisse Hilflosigkeit angesichts der Situation konstatieren und gleichzeitig auch der Wunsch nach Veränderungen bzw. der eigenen Mitgestaltung von Veränderung. Es werden regelmäßige Mieterversammlungen vorgeschlagen, um die Selbstverantwortung der Bewohner/innen zu stärken und die Anonymität abzubauen:

*„Wenn der breiten Mehrheit es egal ist, wie ihr Wohnumfeld aussieht, dann muss ich als Einzelner da zurück stecken. Und ansprechen traut man sich ja die Leute auch nicht. Die Jugendlichen, die Dinge kaputt machen oder ihren Dreck rum schmeißen, die wirken auch schon so auf 180, da denke ich, wenn ich was sage, werde ich vielleicht gleich selbst noch mit aufs Korn genommen. Da fehlt der soziale Zusammenhalt. Wenn ich z.B. die Eltern der Jungs kennen würde, dann könnte ich die ansprechen und man könnte so was klären. Aber so weiß ich ja gar nicht, wen ich ansprechen soll. Für solche Sachen wären Mieterversammlungen in den Häusern gut, wo sich alle mal treffen, sagen was ihnen nicht gefällt und sich dann auch alle verantwortlich fühlen und gemeinsam aufpassen, dass die Schmiere-reien und die Zerstörung aufhören.“* (Mann, Altersgruppe über 65 Jahre)



## Unsicherheit und Kriminalität

33,5% der Nennungen zum Thema „Nachteile im Quartier“ bezogen sich auf die wahrgenommene Zunahme von Kriminalität im Viertel und ein Gefühl von Unsicherheit. Auch bei den Äußerungen zu negativen Veränderungen in den letzten 5 Jahren stand das Thema mit 16,7 % der Nennungen an dritter Stelle. Das subjektive Gefühl bei vielen war, „*dass die Kriminalität gestiegen ist*“. Es wurde von „*Gewaltzunahme*“, von „*Diebstählen*“ und „*Raubüberfällen*“ gesprochen. Es gab einige Interviewte, die von eigenen Gewalterfahrungen berichteten, viele Befragte gaben auf Nachfrage jedoch an, selbst noch kein Opfer krimineller Handlungen geworden zu sein. Aber das Gefühl von Unsicherheit und Angst wurde immer wieder angesprochen („*ich traue mich abends nicht mehr aus dem Haus*“), („*meine Frau hat nachts Angst*“), („*ich habe Angst, dass meine Familie belästigt wird und das beeinträchtigt das Wohngefühl*“) und als ein wichtiger Faktor benannt, der die Wohnzufriedenheit in der Gropiusstadt beeinträchtigt und auch den eigenen Aktionsradius in den Abendstunden stark einschränkt. Es zeigte sich, dass gerade bei denjenigen, die selbst noch keine schlechten Erfahrungen gemacht haben, ein großer Teil des subjektiven Unsicherheitsgefühls durch die Medien verursacht bzw. verstärkt wird. Hier einige Beispiele aus den Leitfadeninterviews:

*„Und es gibt eben auch Kriminalität, was man so hört und liest. Ich habe persönlich noch nichts mitbekommen, aber ich fühle mich nicht sicher. In den Wintermonaten, wenn ich noch am Nachmittag rausgehe, dann nehme ich immer eine Taschenlampe mit, die kann man auch als Schlagstock benutzen. Ich nehme dann auch nie viel Geld mit, keine Kreditkarte oder etwas von Wert.“* (Frau, Altersgruppe 55-64)

*„Also ich fahre ungern U-Bahn, ich bin jetzt eher schwächlich, ich bin froh wenn ich öffentliche Verkehrsmittel abends nicht mehr nutzen muss. Und wenn Sie hier fragen, dann wird das allen so gehen, vor allem den Älteren.“* (Mann, Altersgruppe 55-64)

*„Allein traue ich mich abends, so ab 20 Uhr, nicht raus. Da gehe ich nur mit meinem Mann. Man traut sich ja nicht, wegen der Jugendlichen. Leider kann ich dadurch auch nicht am Aerobic-Kurs im Gemeinschaftshaus teilnehmen. Der ist abends und mein Mann könnte mich auch nicht immer abholen. (...) Meine Nachbarin, eine ältere Dame, wurde überfallen und mit einem Messer bedroht. Sie haben ihr die Handtasche geraubt.“* (Frau, Altersgruppe 55-54)

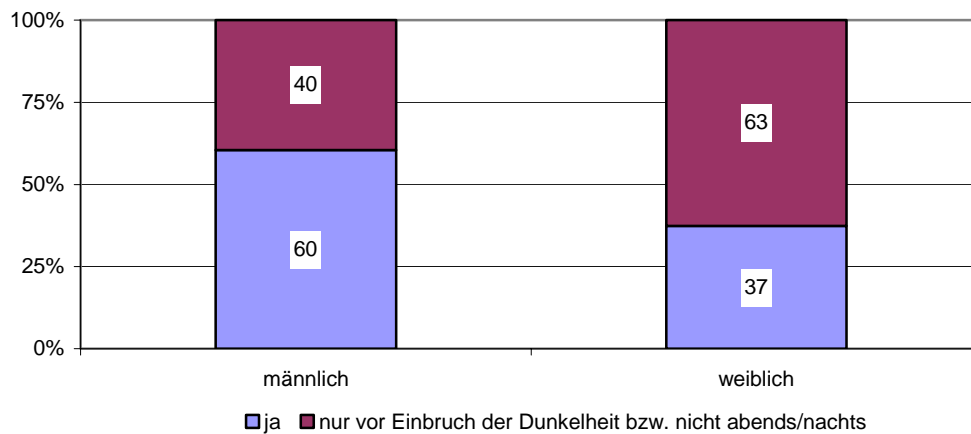
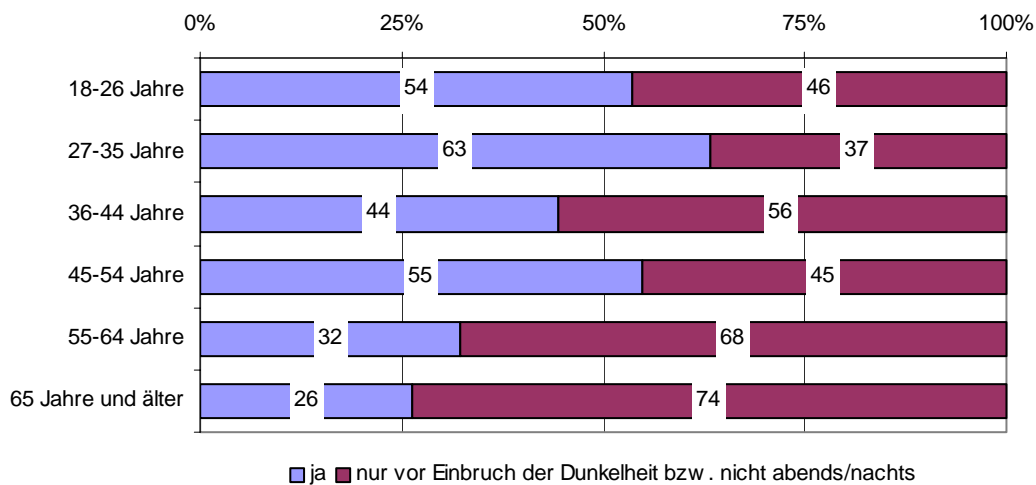
*„Wenn Freunde oder Cousinen zu Besuch kommen, dürfen wir nicht raus, weil es gefährlich sein könnte – die Wege sind so weit. Also, wir können nachts nicht einfach diese Wege entlang zur U-Bahn gehen, da muss schon Begleitung dabei sein. Man ist sonst ganz einsam, weil hier so viele alte Leute wohnen. Die würden ja auch nie eingreifen, wenn einem was passiert. Es ist halt echt unsicher hier, weil es so übertrieben ruhig ist! Vielleicht wird das im Sommer anders... Aber letztens kam meine Schwester zu Besuch, und das war echt so, dass mein Vater und ich sie zu ihrem Parkplatz begleitet haben, damit sie nicht alleine raus muss und damit ich nicht alleine zurück gehen musste. Dann müssen da noch extra zwei Leute mit raus, nur weil man sonst so alleine wäre und echt Angst hat. Ist doch bescheuert.“*  
(junge Frau, Altersgruppe 18-26)

In unserem Standardfragebogen waren auch spezielle Fragen zum Thema Sicherheit enthalten. Wir wollten wissen, ob sich die Bürger/innen im öffentlichen Raum in ihrem Wohnviertel sicher fühlen und ob sie bestimmte Orte meiden. 47% der Befragten antworteten, sie würden sich im öffentlichen Raum sicher fühlen. 52% dagegen meinten, sie fühlen sich nicht sicher, insbesondere nach Einbruch der Dunkelheit und in den Abendstunden. Wenn man sich die Gruppe derjenigen, die sich nicht sicher fühlen, genauer anschaut, wird deutlich, dass die größere Gruppe hier mit 68% die Frauen stellen (gegenüber 32% Männern). Weibliche Befragte fühlen sich prozentual gesehen unsicherer im öffentlichen Raum. Von den männlichen Befragten gaben 60% an, dass sie sich sicher fühlen (40% fühlten sich unsicher), bei den Frauen waren es dagegen 63%, die sich nicht sicher fühlen (37% fühlen sich sicher).

Der Blick auf die Altersgruppen zeigt, dass die Gruppe der über 65-Jährigen sich am wenigsten sicher fühlt. Hier gaben nur 26% der Befragten an, sich sicher zu fühlen, gegenüber 74%, die sich unsicher fühlen. Aber auch in der Altersgruppe 55 bis 64 überwiegt das Gefühl der Unsicherheit (68%). In der Altersgruppe der 27 bis 35-Jährigen war die Zahl derjenigen, die sich sicher fühlen, mit 63% (gegenüber 37% die sich nicht sicher fühlen) am höchsten, gefolgt von den Altersgruppen 45-54 Jahre (55% fühlen sich sicher), 18-26 Jahre (54% fühlen sich sicher) und der Altersgruppe 36-44 (44% fühlen sich sicher).

Zwischen den Gruppen der Befragten mit deutscher Muttersprache und nichtdeutscher Muttersprache ergaben sich nur geringe Unterschiede im Sicherheitsgefühl, die aufgrund der Samplegröße vernachlässigbar erscheinen.

**Abbildungen 11 und 12: Sicherheit im Quartier („Fühlen Sie sich im öffentlichen Raum in ihrem Wohnviertel sicher?“), Verteilung nach Geschlecht, Alter)**



29% der Befragten gaben an bestimmte Orte in der Gropiusstadt nachts zu meiden. Häufig genannt wurden hier der Lipschitzplatz und der Bat-Yam-Platz, die U-Bahn, die U-Bahnhöfe und deren nähere Umgebung, die Wutzkyallee (vermutlich in der Nähe des Einkaufszentrums), aber auch generell Straßen und Parkanlagen.

Das subjektive Gefühl von Angst und Unsicherheit verband sich oft mit dem Ruf nach mehr Sicherheitspersonal oder anderen sicherheitsfördernden Maßnahmen, wie z.B. Kameras auf dem Lipschitzplatz oder generell eine bessere Beleuchtung. Die Polizeipräsenz wurde von vielen Befragten als sehr gering eingeschätzt und ganz allgemein wurde die Ansicht bekundet, dass man im Falle einer drohenden Gewalttat allein stünde, weil in den Abend- und Nachtstunden generell weniger Leute unterwegs sind, die zu Hilfe kommen könnten.

Auch bei den wahrgenommenen negativen Veränderungen in den letzten 5 Jahren wurden dazu Äußerungen gemacht, wie „Sicherheitsdienste wurden abgeschafft“, „die Polizei wurde ausgelagert“, „früher waren die Bahnhöfe mit Personal besetzt“, „mehr Sicherheit ist nötig“.

„Es nützt mir nichts, wenn unten bei der U-Bahn dieser Hilfspunkt steht. Bis ich da angekommen bin, bin ich schon tot, hier am Platz. Was hilft mir diese Sicherheitsmaßnahme wo niemand direkt eingreifen kann, wenn der Platz, die Straßen unbeaufsichtigt sind?“ (Frau, Altersgruppe 45-54)

„Das Wichtigste wäre jemand, der hier als Nachtwächter rumläuft. Einen hier am Platz und einen an den dunkelsten Ecken, dahinten am Spielplatz und so. Da treiben sich die meisten Leute abends rum. Oder dass hier Patrouillen laufen, wenn dann jemand schreit, ‚Hilfe, Hilfe‘, dass dann auch jemand mal da ist.“ (junger Mann, Altersgruppe 18-26)

„Da müsste die Polizei ran oder wir Bürger müssen uns selbst schützen und wehren. Ich kenne da auch schon einige, die mit mir zusammen da was machen würden. Aber dann wäre die Konfrontation natürlich vorprogrammiert.“ (Mann, Altersgruppe 55-64)

„Tagsüber habe ich keine Angst. In den Gropiuspassagen ist z.B. immer Sicherheitspersonal, da gibt es immer jemanden, der aufpasst.“ (Frau, Altersgruppe 27-35 Jahre)

In vielen Gesprächen wurden insbesondere Jugendliche, vor allem wurde von „ausländischen Jugendlichen“ gesprochen, für die Zunahme von Gewalt und Kriminalität verantwortlich gemacht.

„Mit den Älteren ist das Zusammenleben in Ordnung. Das Problem sind eher die Jüngeren – Wenn ich nach 21 Uhr heimkomme, kann ich hier nicht alleine lang laufen, das ist zu gefährlich für eine Frau. 21 Uhr im Sommer, im Winter gehe ich schon ab 18:00 Uhr nicht mehr alleine raus. Hier ist schon viel passiert, das liest man dann in der Zeitung und es spricht sich herum.“ (Frau, Altersgruppe 45-54)

„Ich fühle mich nicht mehr so ganz sicher hier. Wir haben ein Fenster zur Straße und da sieht man ziemlich viel. Da kommt die Polizei und man denkt: ‚Oh, da ist wieder etwas los.‘ Abends, wenn es dunkel ist, würde ich nicht allein rausgehen. Vor den Jugendlichen, die sich abends auf der Strasse treffen, hat man schon Respekt. Ich habe Angst vor der Gewalt, davor, dass sie intensiver wird.“ (Frau, Altersgruppe 27-35 Jahre)

„Es wurde ja gerade erst vor 3 Wochen hier jemand überfallen, auch meine Friseurin wurde schon überfallen und ihr wurde die Handtasche abgenommen. Das sind Jugendliche und es gibt hier eben kaum noch deutsche Jugendliche, das sind meist ausländische Jugendliche.“ (Frau, Altersgruppe 55-64)

Als Ursachen für Kriminalität wurde oft pauschal die „zu hohe Ausländerrate“ im Viertel benannt. Es gab aber auch Stimmen, die solche einfachen Erklärungsmuster ablehnten und soziale Problemlagen, wie Armut, Arbeitslosigkeit, fehlende Freizeitangebote oder eine verfehlte Integrationspolitik als Argumente ins Feld führten. Hier einige Beispielaussagen für solche Erklärungsmuster jenseits pauschaler Schuldzuweisungen:

*„Und Kriminalität ist nicht ein Problem, dass durch die Ausländer verursacht wird, sondern eher durch die Armut hier. Es gibt halt viele Arbeitslose. Ich selbst habe auch gerade keine Arbeit. Da beginnen halt die Probleme.“* (Mann, Altersgruppe 27-35)

*„Das ist doch generell das Problem, dass viele Vorurteile da sind, die den Kontakt vergiften. Natürlich gibt es Reibungspunkte, z.B. ausländische Jugendliche, die sich in dieser Gesellschaft nicht integriert und angenommen fühlen und dann ihre Null-Bock Haltung in die Öffentlichkeit tragen. Aber das ist eben das Ergebnis einer verfehlten Politik.“* (Mann, Altersgruppe 36-44)

*„Kulturelle Angebote gibt es kaum, so gut wie gar nicht. Deshalb passieren auch so schlimme Sachen, weil die Jugendlichen nicht wissen, wie man anders leben kann. Wenn man eine Beschäftigung in der Freizeit hat, die einem Spaß macht, ändern sich auch die Einstellungen.“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26 )

## Soziale und kulturelle Angebotsstruktur

Sowohl in den Leitfadeninterviews als auch in den standardisierten Fragebögen fragten wir die Bewohner/innen nach ihrer Einschätzung der sozialen und kulturellen Angebotsstruktur im Quartier. Wie die Bürger/innen ihre Erfahrungen mit Angeboten der sozialen und kulturellen Infrastruktur konkret einschätzen, welche Nachbarschafts- und Freizeiteinrichtungen sie kennen und nutzen, dazu soll im Kapitel „Angebotsstruktur im Kiez“ mehr berichtet werden. Hier soll es zunächst einmal darum gehen kurz auszuführen, in welcher Form die soziale und kulturelle Angebotsstruktur als Nachteil des Wohnens im Quartier benannt wurde (20,5% der Befragten bezeichneten das ungenügende soziale und kulturelle Angebot als Nachteil). Auch bei den negativen Veränderungen in den letzten 5 Jahren wurde dieses Thema mit angesprochen (7,9% der Nennungen zu negativen Veränderungen) Es wurden ganz unterschiedliche Bereiche des Angebotsspektrums aufgezählt, die aus Sicht der Befragten fehlen.

Am häufigsten wurden fehlende Möglichkeiten für Kinder und Jugendliche beklagt. Von den Nennungen, die sich bei den negativen Veränderungen auf die sozio-kulturelle Infrastruktur bezogen, galten 51,8% der Nennungen dem Kinder- und Jugendbereich. Bedauert wurden ganz allgemein der Mangel an Freizeitbeschäftigungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche. Im Besonderen wurde die schlechte Ausstattung bzw. das Fehlen von attraktiven Spielplätzen für Kinder, fehlende Ferienaktivitäten für Kinder, die beschränkte Zahl von Jugendclubs und deren Angebotspalette, die Schließung des HDM, das Fehlen von Discos und Ausgehmöglichkeiten für Jugendliche und das Fehlen von Berufsberatung angesprochen. Des Weiteren bezog sich die Kritik auf das unzureichende Angebot für Senior/innen (z.B. Seniorencafé), fehlende Freizeit- und Kulturangebote (z.B. Sportplätze, Sportvereine für bestimmte Sportarten, Lesungen für Kinder und Erwachsene, Straßenfeste, Weihnachtsmärkte, Tanzveranstaltungen) und fehlende soziale Treffpunkte, Begegnungsorte und gastronomische Einrichtungen (z.B. Cafés, Kneipen, Discos, Tanzcafés, Restaurants). Von einigen Interviewpartner/innen wurde auch beklagt, dass über die Angebote, die vorhanden sind, zu wenig informiert wird, so dass sie eben auch nicht genutzt werden können.

Diese Einschätzung der Angebote konnte noch präzisiert werden, indem im standardisierten Fragebogen explizit nach fehlenden Angeboten gefragt wurde. Zu den oben genannten gewünschten Angeboten wurden als Antwort auf diese weitere Frage noch weitere Wünsche genannt, z.B. nach einem ausdifferenzierten wohnortnahen Einzelhandel (die Nennungen gingen vom Elektrohandel über das Bestattungsunternehmen bis zum „Broilerstand“) und Wünsche nach Angeboten, die die Sicherheit im Quartier erhöhen (z.B. höhere Polizeipräsenz). Auch Hilfs- und Beratungsangebote wurden genannt, wobei hier die Nennungen ein weites Spektrum abdeckten. Genannt wurden Angebote zur Konfliktschlichtung,

Anti-Gewalt-Trainings, Schuldnerberatung, ALGII-Beratung, Sprachkurse und weitere spezielle Angebote für Migrant/innen.

Dass die genannte Kritik und die geäußerten Wünsche recht umfangreich waren, macht dieses Zitat deutlich:

*„Also, es fehlen auf jeden Fall Angebote für Kinder und Jugendliche. Es fehlt an Spielplätzen und auf den Spielplätzen, die da sind, an Sitzmöglichkeiten für die Mütter und Väter. Es müssten auch Deutschkurse für Mütter angeboten werden. Es müssten Spielenachmittage oder Lesenachmittage für Kinder organisiert werden. Disko für Jugendliche bräuchte es und Aktivitäten, wie Fußball-, Volleyball, Basketballturniere. Die brauchen auch wieder einen richtigen Jugendclub. Es fehlt an Begegnungsmöglichkeiten, an Räumlichkeiten, was gemeinsam zu unternehmen. Es fehlt an Cafés und Restaurant, z.B. wäre so ein Biergarten doch eine sehr schöne Sache. Es fehlen Seniorengruppen, wo man gemeinsam was unternehmen kann, wandern geht, Spielenachmittage macht etc. Es fehlt auch an Hundenauslaufplätzen.“ (Frau, Altersgruppe 55-64)*





## Nachbarschaftsverhältnisse und Netzwerke

Mehrere Fragen im standardisierten Fragebogen zielten auf die Wahrnehmung von Nachbarschaftsverhältnissen ab. So fragten wir zunächst die Interviewten, wie ihr Verhältnis zu den Nachbar/innen im Haus ist und gaben hier mehrere Antwortkategorien zwischen „freundschaftlich“ und „wir kommen schlecht miteinander aus“ vor. 32,2% der Befragten gaben an, freundschaftliche Kontakte mit den Nachbar/innen zu pflegen, 24,6% haben nähere Kontakte und unterstützen sich gegenseitig, 24,6% haben flüchtige Kontakte, 10,6% grüßen sich nur, 4,5% haben keinen Kontakt zu Nachbar/innen und 1% kommt nach eigener Einschätzung schlecht mit den Nachbar/innen aus.

Deutlich wurde also, dass über die Hälfte der Interviewten (58,8%) nähere, unterstützende Kontakte mit einigen Nachbar/innen oder sogar freundschaftliche Kontakte pflegen. Mit unterstützenden Kontakten waren Beziehungen gemeint, die nachbarschaftliche Hilfeleistungen umfassen - wie z.B. Blumengießen, wenn der Nachbar in den Urlaub fährt, oder gegenseitiges Aufpassen auf die Kinder. In den Leitfadeninterviews fanden wir viele Aussagen, die einen Einblick in diese positiven nachbarschaftlichen Beziehungen geben.

*„Also, zu meinen Nachbarn habe ich ein ganz tolles Verhältnis. Das ist bei uns im Haus einfach so. Als ich eingezogen bin, hab ich überall auf dem Flur geklingelt und mich vorgestellt und oft treffe ich Leute auf dem Flur und dann reden wir ein bisschen. (...) Bei uns auf der Etage kennen wir uns eigentlich alle. Ich wurde auch schon eingeladen zu Geburtstagen oder zu Silvester. Das ist sehr schön. Sie wussten, dass ich allein war zu Silvester und dann haben sie mich eingeladen und abends mit mir angestoßen. Auf unserer Etage ist das also super. Sonst ist das Haus natürlich sehr groß – 14 Stockwerke, da gibt es viele Leute, die kenne ich jetzt nicht alle. Aber man grüßt sich im Fahrstuhl.“ (Frau, Altersgruppe über 65 Jahre)*

*„Ich beurteile die Beziehungen zu den Nachbarn als sehr gut, es ist eine sehr gute Gemeinschaft bei mir im Haus. Wir wohnen seit vielen Jahren miteinander und man kennt sich gut, man kennt alle Familien da.“ (junge Frau, Altersgruppe 18-26)*

*„Den Kontakt zu unseren Nachbarn würde ich als vertrauensvoll bezeichnen. Wir grüßen uns. Mit einigen sagt man sich nur ‚Guten Tag‘, aber alle grüßen sich. Und mit einigen da unterstützen wir uns. Wir haben von zwei Familien einen Schlüssel und eine Nachbarin hat unseren. Wir wissen, wer wo wohnt auf unserer Etage. Und wenn es nötig ist, gießen wir die Blumen und schauen nach dem Rechten.“ (Mann Altersgruppe 55-64)*

Andererseits gaben insgesamt 40,7% der Befragten an, dass sie nur flüchtige Kontakte zu Nachbar/innen haben, sich aufs Grüßen beschränken, gar keinen Kontakt haben oder schlecht miteinander auskommen. Auch in den Leitfadeninterviews wurde deutlich, dass viele Befragte die Atmosphäre in ihren Häusern als anonym und unpersönlich einschätzen, dass sie es schwierig finden Kontakte zu knüpfen und auch die hohe Ein- und Auszugsquote

in einigen Häusern die Gestaltung nachbarschaftlicher Beziehungen erschwert. Oft wurde berichtet, dass zwischen denen, die schon lange in den Häusern wohnen, bessere Kontakte bestehen, während die Integration der Neuhinzugekommenen in die nachbarschaftliche Gemeinschaft ausbleibt. Einige „Alteingesessene“ beklagten auch, dass viele ihrer ehemaligen Nachbar/innen nach und nach weggezogen oder auch verstorben seien und so für sie ein Prozess der Vereinsamung einsetzte. Gerade für ältere Leute scheint es besonders schwierig, neue freundschaftliche nachbarschaftliche Kontakte zu knüpfen. Allgemein wurde von vielen bedauernd thematisiert, dass Möglichkeiten der nachbarschaftlichen Begegnung fehlen, die über das gemeinsame Fahren im Fahrstuhl oder die Begegnung im Treppenhaus hinausgehen und die Menschen zusammenbringen könnten.

*„Man grüßt sich usw., aber es gibt keine gemeinsamen Aktivitäten. Das ist einfach auch so, dass der Kontakt zu den neu Hinzugezogenen nicht so eng ist. Man begegnet sich im Treppenhaus und grüßt sich. Zwischen den älteren Leuten gibt es weniger Kontakt als zwischen den Jüngeren. Bei denen entsteht der Kontakt über die Kinder hier auf dem Spielplatz, das habe ich schon beobachtet, aber zwischen uns Älteren passiert wenig.“* (Frau, Altersgruppe über 65)

*„Befriedigend. Man grüßt sich. Von 30 Mietparteien wird mit zweien geredet. Der Nachteil in einem Hochhaus ist die Anonymität, aber die Leute sind auch selbst daran schuld. Vor Jahren haben wir einmal ein Hausfest organisiert. Es kamen sogar die Hälfte der Bewohner, da war ich sehr erstaunt. Aber es kostet viel Zeit und Energie aufeinander zuzugehen. Es gibt zu wenig Kommunikation, da wird eher gleich gebrüllt.“* (Frau Altersgruppe 45-54)

*„Die Anonymität ist sehr groß; das heißt, wenn man sich nicht darum kümmert, kriegt man keine Kontakte hier. Das ist natürlich eine persönliche Sache, der eine will und der andere halt nicht. Ich bin so gestrickt, dass ich Kontakte will, aber in diesen Riesenhäusern ist eigentlich jeder für sich.“* (Frau, Altersgruppe 36-44)

*„Mit unseren Nachbarn haben wir nicht so sehr viel zu tun. Es gibt viel Ein- und Auszug, dadurch kennt man sich kaum noch. ‚Guten Tag und guten Weg‘ und das war es auch schon. Und von den alten Mietern ist kaum noch jemand da, mit denen haben wir besseren Kontakt, aber eigentlich macht da auch jeder seins (...) Wir haben da wenig Kontakte, weil da ständig neue kommen.“* (Mann, Altersgruppe 45-54)

*„Aber irgendwie gibt es da auch Hemmungen, Leute in die Wohnungen zu bitten. Die Wohnungen sind wie kleine Festungen, jeder hat sein Reich, wo er auch die anderen nicht gern rein gucken lässt. Dann steht man eben doch eher auf dem Flur und tauscht ein paar Worte aus.“* (Frau, Altersgruppe 36-44)

Aus den Zitaten wird deutlich, dass die Nachbarschaftsverhältnisse sehr unterschiedlich erlebt werden. Dies mag auch auf eine unterschiedliche Atmosphäre in den Häusern verweisen, die vor allem in den Expertengesprächen beschrieben wurden. Demnach gibt es Häu-

ser, die über relativ stabile Nachbarschaften verfügen. Bei anderen Häusern bzw. Aufgängen wiederum sind kaum nachbarschaftliche Kontakte vorhanden – sei es durch eine große Fluktuation in der Mieterstruktur, durch ethnische Grenzen, Sprachschwierigkeiten und gruppenbezogene Vorurteile oder durch eine Konzentration von sozialen Problemlagen, die zur Abschottung der Mietparteien führen.

Wie sehen die Bewohner/innen das nachbarschaftliche Verhältnis zu Menschen anderer Muttersprache? Auch hier fielen die Antworten sehr unterschiedlich aus. 56,8% der Befragten gaben an, Kontakte zu Nachbar/innen anderer Muttersprache zu haben, die über gegenseitiges Grüßen hinaus gehen. 43,2% gaben an, keine diesbezüglichen nachbarschaftlichen Kontakte zu haben. Wir wollten auch wissen, in welcher Sprache die Nachbar/innen mit unterschiedlicher Muttersprache sich unterhalten. Die meisten der Befragten sprechen Deutsch miteinander, es wurde auch „*Deutsch mit Händen und Füßen*“ und „*gebrochenes Deutsch*“ angegeben. Darüber hinaus zirkulieren all die Sprachen, die die Bewohner/innen der Gropiusstadt beherrschen, wie z.B. russisch, polnisch, arabisch, türkisch, rumänisch, bulgarisch, englisch, kurdisch. Festzustellen ist auch, dass zum Teil deutsche Bewohner/innen durch den Kontakt mit Migrant/innen ein paar Wörter in der für sie fremden Sprache lernen.

Deutlich wird aus den Leitfadeninterviews, dass es eine ganze Reihe von Konflikten zwischen Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen gibt, die bereits im Kapitel „Soziale Situation im Quartier“ angesprochen wurden und auch im folgenden Kapitel zu „Wahrnehmungen unterschiedlicher sozialer Gruppen“ aufgegriffen werden. Typische nachbarschaftliche Konflikte kreisen beispielsweise um ein unterschiedliches Lärm- und Geruchsempfinden. Deutsche Bewohner/innen beschwerten sich über zu laute Musik („*Diese Leiermusik kann einem ganz schön auf die Nerven fallen*“), Kinderlärm oder fremdartige Gerüche durchs Kochen.

Aus der folgenden Perspektive dieser Migrantin gibt es im Bezug auf Kinderlärm unterschiedliche kulturelle Normen, die zu Konflikten führen können:

*„Also, ich verstehe mich mit allen im Haus. Die meisten kennt man vom Sehen und man grüßt sich. Besser verstehe ich mich natürlich mit denen auf meiner Etage. Die kenne ich einfach besser. Ich muss aber auch sagen, das ich den besten Kontakt zu meinen polnischen Nachbarn habe. Bei denen kann ich jederzeit klopfen und die wissen, sie können bei mir auch jederzeit klingeln. Bei den Deutschen muss man aufpassen. Die sind ein bisschen komisch. Besonders als mein Sohn noch klein war, wurde viel gemeckert, er wäre zu laut usw. Dann kam die deutsche Frau und sagte, wir sollten Ruhe halten. Wir Ausländer sind da anders. Kinder gehören bei uns dazu und Kinder sind eben auch mal laut. Dabei war mein Sohn immer ein sehr artiges Kind. Ich habe das nie verstanden. Die Deutschen, die hier wohnen, sind eben auch fast alles ältere Leute, ältere Ehepaare.“* (Frau, Altersgruppe 45-54, polnische Muttersprache)

Deutlich wurde in den Interviews auch, dass Migrant/innen mit geringen deutschen Sprachkenntnissen eine Scheu vor Kontakten mit Deutschen entwickelt haben – aus Angst sich zu blamieren. Gerade weil geringe Sprachkenntnisse von deutschen Befragten häufig als Unwillen zur Integration gedeutet werden, vermeiden Migrant/innen mitunter nachbarschaftliche Kontakte, weil sie sich für ihre Deutschkenntnisse schämen und nicht in die Kategorie der „Integrationsunwilligen“ gesteckt werden möchten. Die folgende Sprecherin formuliert den Wunsch nach stärkeren nachbarschaftlichen Kontakten zu den deutschen Bewohner/innen, hat aber gleichzeitig Angst, ihr Bedürfnis könne auf Unverständnis stoßen:

*„Hier im Haus wohnen Deutsche und auch Ausländer, meine Kontakte zu den deutschen Nachbarn sind eigentlich sehr begrenzt, wir grüßen uns gegenseitig. Ich würde gern mehr Kontakt mit ihnen haben, z.B. einmal zusammen frühstücken oder ihnen ein Stück Kuchen schenken, aber ich weiß nicht, wie sie darauf reagieren. Ich spreche eigentlich nicht gut Deutsch und habe das Gefühl, das nervt sie oder anders gesagt, sie haben kein Verständnis dafür.“* (Frau, Altersgruppe 36-44, arabische Muttersprache)

Für die Neuzugezogenen ist es schwer, ihren Platz in den Nachbarschaften zu finden, weil sie zum Teil das Gefühl haben, nicht willkommen zu sein. Hierzu eine russische Muttersprachlerin:

*„Im Haus sind viele ältere Leute, die schon lange da wohnen. Da hab ich schon manchmal das Gefühl, dass sie die neu Hinzugekommenen ein bisschen scheel ansehen. Aber wahrscheinlich ist das immer so, wenn Alteingesessene und Neuankömmlinge aufeinander treffen. Das kenne ich aus Deutschland sowieso schon, weil ich ja auch aus Russland neu hinzugekommen bin und schon öfter die Situation hatte, mich vor Deutschen rechtfertigen zu müssen, warum wir hierher gekommen sind.“* (Frau, Altersgruppe 27-35)

Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen berichten, dass es durch den schnellen Bewohnerwechsel in den Häusern schwer fällt konstante soziale Beziehungen und nachbarschaftliche Netzwerke aufzubauen und der Kontakt zwischen denen, die schon länger in den Häusern wohnen, und denjenigen, die neu dazukommen, eher als sporadisch und oberflächlich erlebt wird.

*„Aber die Tendenz ist eben immer mehr, dass jeder für sich lebt und sein Ding macht. Bei den neu Dazugekommenen sieht man das noch mehr. Es gibt eben auch keine Nachbarschaftsfeste oder so, wo man sich dann mal kennen lernen könnte. Und bei jedem mal zu klingeln und sich vorzustellen, dafür sind es einfach zu viele Leute in einem Haus. Dadurch entsteht dann die Anonymität.“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26)

Nachbarschaft wird aber nicht nur konflikthaft oder schwierig erlebt; es gibt auch viele Beispiele von Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen, die beschreiben, wie ethnische Grenzen überwunden werden können und wie Nachbarschaft als eine Ressource erlebt wird. Deutlich wird, dass zum Beispiel über gemeinsame Lebenslagen - z.B. Kinder im gleichen Alter – Kontakte entstehen und man sich gegenseitig unterstützt.

*„Das Verhältnis mit meinen Nachbarn ist super. Hier im Haus wohnen kurdische, arabische, türkische Familien. Ich verstehe mich mit allen sehr gut. Viele der Frauen im Haus sind hier befreundet. (...) Es gibt viele Frauen mit Kindern und daher ist natürlich auch eine Verbindung da. Wir sind hier wie Freundinnen, unterstützen uns gegenseitig. Mir wird sehr viel geholfen. Wenn ich mal was besorgen muss, passen andere auf meinen Sohn auf und ich mache es genauso. (...) Allein wäre es sehr schwer, aber so ist es gut. (...) Wie gesagt, viele haben hier eine andere Muttersprache. Ich spreche selbst auch nicht so gut deutsch. (...) Aber wir unterhalten uns mit Händen und Füßen und ich selbst spreche ja auch kurdisch, russisch.“ (Frau, Altersgruppe 45-54 kurdische Muttersprache)*

*„Ich bin mit den Nachbarn befreundet. Als mein Lebenspartner gestorben ist, hat mir die türkische Nachbarin drei Tage lang Essen gebracht und für mich gekocht, sie hat sich um mich gekümmert, total lieb.“ (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)*

*„Bei uns im Haus gibt es Araber, Afrikaner, Türken und wir helfen uns auch untereinander. Wenn wir z.B. im Urlaub sind, holt jemand unsere Post, gießt die Blumen und füttert unsere Katze (beide schmunzeln). (...) Wir sind z.B. sehr gut mit einem griechischen Ehepaar befreundet. Wir haben ja auch viele türkische Familien im Haus, mit denen wir uns öfter unterhalten. Was das allgemeine Verhältnis betrifft, können wir nur von uns ausgehen und wir haben gar keine Probleme mit den Migranten, überhaupt nicht. (Ehepaar, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)*

Deutlich wurde aber auch, dass die Entwicklung und Etablierung von stabilen Nachbarschaften durch Unterstützung von außen nachhaltig gefördert werden kann. So berichten migrantische Frauen aus einem Müttercafé davon, wie die regelmäßigen Treffen im Gemeinschaftsraum zu einer Intensivierung der nachbarschaftlichen Beziehungen geführt haben und sich die Vereinzelung der häuslich und familiär sehr eingebundenen Frauen aufgelöst habe.

In den Leitfadeninterviews fragten wir speziell die Migrant/innen, wie sie die persönlichen Kontakte zu Menschen ihrer eigenen Muttersprache beurteilen und ob sie darüber hinaus in lose muttersprachliche Netzwerke oder Organisationen eingebunden sind. Deutlich wurde, dass die meisten Befragten weder in Netzwerken noch in Organisationen von Menschen, die ihre Muttersprache sprechen, eingebunden sind. Wichtiger scheinen die Freundeskreise und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu sein.

*„Mit den Leuten die meine Muttersprachen sprechen, habe ich persönliche Kontakte durch die Kinder. Aber es gibt keine Organisationen. Wir besuchen uns oft und wenn wir Hilfe brauchen, klopfen wir einfach an der Tür.“ (Frau, Altersgruppe 36-44, polnische Muttersprache)*

*„Da viele meiner Familienmitglieder hier wohnen, ist der Kontakt natürlich gut. Wir besuchen uns oft gegenseitig, weil immer etwas los ist, Geburtstage oder so. Im Sommer grillen wir auch oft bei uns vorm Haus. Da kommen auch immer recht viele Leute.“ (junger Mann, Altersgruppe 18-26, kurdische Muttersprache)*

*„Wir haben viele Kontakte zu anderen Indern, aber es gibt vergleichsweise wenige Inder hier. Wir treffen uns, machen Feste, oder manchmal gibt es etwas in der Botschaft. Einige wohnen auch außerhalb von Gropiusstadt. In einer Organisation bin ich nicht.“ (Frau, Altersgruppe 45-54, Muttersprache Hindi, Englisch)*

*„Ich bin in keinem Verein oder in einer Organisation, aber natürlich kenne ich viele türkische und kurdische Leute und wir besuchen uns gegenseitig. Einfach durch Sprache und Kultur ist eine Verbundenheit da.“ (Frau, Altersgruppe 36-44, türkische Muttersprache)*

Vor allem Angehörige der ersten Generation von Arbeitsmigrant/innen, aber auch Neuzuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion und aus Polen, schätzen die Geborgenheit und Vertrautheit der eigenen ethnischen Gruppe. Ethnische Gemeinden dienen nicht nur der Pflege der Herkunftskultur, sondern bieten auch Zugang zu vielfältigen Informationen und praktischen Hilfen und fördern die Persönlichkeitsstabilisierung sowie die soziale Integration von Migrant/innen in der Aufnahmegesellschaft. Einige Befragte bedauern, dass es keine Vereine oder Organisationen in ihrer Nähe gibt, wo sie Kontakte mit Menschen ihrer Muttersprache knüpfen könnten. Deutlich wird, dass für viele Migrant/innen ein ethnisches Netzwerk eine große Bedeutung hat – z.B. für Eltern, die die eigene Muttersprache ihren Kindern vermitteln möchten.

*„Nein. Hier sind alle für sich. Und zu meinen eigenen Landsleuten, die ich ganz am Anfang kennen lernte beim Sprachkurs, ist der Kontakt abgebrochen. Nur ‚Hallo, wie geht’s?‘. Hier ist jeder auf sich gestellt. Da gibt es noch einen, den treffe ich manchmal. Aber wir sind nicht befreundet. Ich weiß nicht, was er über mich denkt. Und andere treffe ich und es ist nichts weiter. Das ist schade.“ (Mann, Altersgruppe 27-35, russische Muttersprache)*

*„Es gibt ja hier doch eine ganze Menge russischer Leute und das gefällt mir eben auch gut an der Gropiusstadt. Mir fehlt es auch, meine Muttersprache mit anderen zu sprechen oder sich mal mit Russen zu treffen, zu kochen, bestimmte Lieder zu singen oder gemeinsam was zu lesen, russische Literatur. Das habe ich jetzt wieder, weil ich hier ein paar Russen kennen gelernt habe, mit denen ich das machen kann. Ich möchte auch, dass mein Sohn russisch und deutsch lernt, deswegen bin ich auch froh, wenn er mit anderen russischen Kindern und Erwachsenen zusammen kommt. Das ist doch oft das Problem, dass die Kinder die Sprache*

*der Eltern dann gar nicht mehr richtig sprechen.“ (Frau, Altersgruppe 27-35, russische Muttersprache)*

*„Ich bin ja Türke und bei uns gibt es einige türkische Familien. Und die unternehmen auch was zusammen. Also, früher, als ich kleiner war, haben wir mehr zusammen gemacht. Aber meine Eltern machen immer noch viel mit denen. Vor allen Dingen meine Mutter. Sie fühlt sich halt wohl, wenn sie mit den Freundinnen türkisch sprechen kann und sie zusammen sind. Die reden dann auch viel über die Türkei. Das ist so die typische Generation, die immer zurückgehen wollte und dann doch hier hängen bleibt. Ich weiß nicht, ob meine Eltern eines Tages mal zurückgehen werden. Ich bleib auf jeden Fall hier, ich hab ja nie da gelebt.“ (Mann, Altersgruppe 18-26, türkische Muttersprache)*

## Gegenseitige Wahrnehmung von unterschiedlichen sozialen Gruppen

Aufgabe eines Quartiersmanagement ist es, in Stadtteilen, in denen in den letzten Jahren negative Veränderungen des Sozialgefüges aufgetreten sind, wie z.B. zunehmende Verarmung, Fortzug mittlerer Einkommenschichten etc., eine Aufwertung und dauerhafte Verbesserung der Situation zu erreichen und zu einer Stabilisierung beizutragen. Im Integrierten Entwicklungskonzept für das Gebiet Lipschitzallee / Gropiusstadt<sup>11</sup> heißt es dazu: *„Die wesentlichen Probleme des Gebietes resultieren einerseits aus Konflikten zwischen Alt und Jung, verwoben mit Konflikten zwischen den Ethnien. Andererseits resultieren Konflikte aus dem verstärkten Zuzug von Bewohnern (darunter viele Kinder und Jugendliche) nichtdeutscher Herkunft – zumeist sozial schwach und aus bildungsfernen Schichten.“*

Aus den Gesprächen mit den Bewohner/innen der Gropiusstadt kristallisierten sich für uns ganz ähnliche Problemfelder heraus. Es gab drei Bereiche sozialen Miteinanders, die von vielen der Befragten als schwierig und konfliktträchtig wahrgenommen wurden. Dabei handelt es sich um die Beziehungen von Alteingesessenen und Neuhinzugekommenen in der Gropiusstadt, was insbesondere beim Thema Nachbarschaft angesprochen wurde. Des Weiteren wurden die Beziehungen zwischen den Generationen, insbesondere zwischen Jugendlichen / jungen Erwachsenen und Senior/innen, problematisiert. Ein drittes wichtiges Thema waren die Beziehungen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen in der Gropiusstadt, insbesondere die Beziehungen von Deutschen und Migrant/innen, aber auch Beziehungen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen innerhalb der migrantischen Community.

Es sind – wie bereits erwähnt – vor allem sozialstrukturelle und soziokulturelle Entwicklungen, die von den Befragten in der Gropiusstadt zu den negativen Tendenzen im Wohnviertel gerechnet werden. Hierzu gehören Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung, Problemlagen wie Armut, Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und Drogenkonsum und Entwicklungen im Zusammenleben der Bewohner/innen, die als Zunahme von Anonymität, Desinteresse und Unfreundlichkeit sowie als Verringerung von Eigeninitiative, sozialen Kontakten und gegenseitiger Unterstützung beschrieben werden. Die von vielen Befragten beklagte Verschlechterung der „sozialen Mischung“ wird vor allem mit der Zuwanderung von Migrant/innen in Verbindung gebracht. Von vielen einheimischen Deutschen, aber auch von einigen Migrant/innen wird beklagt, dass der „Ausländeranteil“ in der Gropiusstadt zu hoch sei. Während die einen befürchten, dass sie bald in der Minderheit sein werden, sorgen sich andere um die Integrationschancen ihrer Kinder. Migrant/innen wiederum beklagen das Desinteresse, den Machtanspruch und die Fremdenfeindlichkeit der Deutschen.

---

<sup>11</sup> Quelle QM Gropiusstadt / Lipschitzallee, Integriertes Handlungskonzept, <http://www.quartiersmanagement-berlin.de/index/1754/>



In der Gropiusstadt hat sich die Zusammensetzung der Bevölkerung in den vergangenen zwei Jahrzehnten stark verändert. Zum einen hat sich der Anteil der Ausländer an der Wohnbevölkerung seit der Wiedervereinigung verdoppelt, zum anderen haben sich seit Mitte der 90er Jahre viele Aussiedler in der Gropiusstadt niedergelassen, so dass der Stadtteil inzwischen für diese Gruppe – nach Hellersdorf und Marzahn – zum drittichtigsten Standort in Berlin geworden ist. Aussiedler werden nach dem automatischen Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit von der Statistik nicht mehr erfasst, so dass es keine exakten Zahlen zur Größe dieser Gruppe in Berlin gibt. In der Gropiusstadt wird ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung auf etwa zehn Prozent geschätzt, so dass der Anteil der Bewohner/innen, die über einen Migrationshintergrund verfügen, deutlich über dem offiziellen Ausländeranteil des Gebietes liegen dürfte. Aus der Gropiusstadt ist somit „innerhalb einer Dekade ... ein multikultureller Stadtteil geworden“ (Mathias Geyer),<sup>12</sup> eine Entwicklung, die von vielen alteingesessenen Bewohner/innen als negativ und bedrohlich empfunden wird.

Viele der Alteingesessenen (23% der Befragten) – diejenigen, die zu den „Pionieren der ersten Stunde“ gehörten bzw. schon 24 Jahre und länger in der Gropiusstadt wohnen – beobachten den sozialen Wandel mit großer Skepsis, mit Hilflosigkeit und mit Vorurteilen gegenüber hinzugezogenen Migrant/innen.

*„Als ich hier eingezogen bin, Anfang der 70er Jahre, da gab es nur sehr wenige Ausländer hier. Nach und nach kamen dann verschiedene Gruppen von Ausländern, z.B. Polen, Russen, Türken. Und das war für viele hier auch erst mal beängstigend, weil man sich nicht gut verständigen konnte und es auch nicht so gewohnt war, mit Ausländern Kontakt zu haben. Da gab es Ängste, Vorurteile und auch Aggressivität. Manche Ausländer waren auch ein bisschen kess. Aber ich selbst habe nie Schwierigkeiten gehabt.“* (Frau, Altersgruppe über 65, deutsche Muttersprache)

*„Also, ich muss natürlich sagen, wir haben uns eben früher wohler gefühlt, als noch mehr Deutsche hier gewohnt haben. Und dann kann man auch gut mit einigen ausländischen Nachbarn umgehen. Aber das hat dann hier im Viertel einfach überhand genommen. Vor der Maueröffnung, da war das hier wirklich eine bevorzugte Wohngegend. Aber nach und nach sind viele Deutsche weggezogen, nach der Maueröffnung, raus in den Speckgürtel. Und dann wurden die Wohnungen mit armen Leuten und Ausländern belegt.“* (Mann, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)

*„Wie gesagt, ich wohne jetzt schon seit acht Jahren hier und das mit den vielen Ausländern hat sich sehr zum Negativen entwickelt. Sobald eine deutsche Familie auszieht, rückt eine türkische oder arabische Großfamilie hinterher. Das kann' s doch wohl nicht sein! Das war früher nicht so. Aber gut, wenn ich vom deutschen Staat so viele Zuschüsse bekommen*

---

<sup>12</sup> Mathias Geyer, Demographisch gesehen. Die alten und die neuen Gropiusstädter, in: Dorothea Kolland (Hrsg.): Der lange Weg zur Stadt. Die Gropiusstadt im Umbruch. Berlin 2002, S. 80.

*würde, würde ich es wahrscheinlich auch nicht anders machen...!“ (Frau, Altersgruppe 27-35, deutsche Muttersprache)*

Von vielen einheimischen Deutschen wird vor allem eine Wohnsituation beklagt, in der sie sich selbst als Angehörige einer Minderheit erleben. Die gewohnte Machtbalance zwischen Etablierten und Außenseitern ist hierbei im lokalen Raum scheinbar auf den Kopf gestellt worden. Zu den Folgen gehören Gefühle der Fremdheit, Hilflosigkeit und sozialen Isolation ebenso wie abwertende Zuschreibungen, die sich auf ethnische Merkmale beziehen. Der Umgang mit dieser als negativ empfundenen Wohnsituation reicht von Kontaktvermeidung und Abschottung über ein pragmatisches Sich-Arrangieren und eine offene Austragung von Konflikten bis hin zu konkreten Umzugsplänen.

*„Gut, mit den Ausländern, das hat man ja inzwischen überall, das kann man nicht als Minuspunkt bezeichnen, weil die gibt's ja auch in Neukölln und in Lichtenrade und überall. Aber das finde ich schon manchmal sehr störend, wenn man das Gefühl auf der Straße oder den Spielplätzen hat, das hier mehr Ausländer als Deutsche wohnen. Wenn man dann mehr türkisch oder was weiß ich, was die sprechen, als deutsch hört.“ (Frau, Altersgruppe 36-44, deutsche Muttersprache)*

*„Aber wir Deutschen sind in dem Haus auch in der Minderzahl und das stört uns eben. Nicht dass die Leute nicht nett wären und man unterhält sich auch mal. Viele der Polen und Russen sprechen ja sehr gut deutsch, aber so generell fühlt man sich ja gar nicht mehr in Deutschland. Auf den Klingelschildern stehen viele fremde Namen. Aber wir sind trotzdem bemüht. Gemeinsame Themen gibt es ja immer, wenn man sie sucht: das Wetter, die Kinder, Fußball.“ (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)*

*„Also, was ich ihnen sage, dass es hier einfach zu viele Ausländer gibt, das werden ihnen viele Deutsche genauso sagen. Viele sind deswegen ja auch weg gezogen. Eben die, die es sich leisten konnten. Und durch den Leerstand kamen dann noch mehr. Das ist kein gutes Verhältnis mehr, wenn man sich als Deutsche hier in der Minderheit fühlt.“ (Frau, Altersgruppe über 65, deutsche Muttersprache)*

Einige Befragte machen vor allem die Wohnungsbaugesellschaften für die Veränderungen in der Gropiusstadt verantwortlich. Sie beklagen das mangelnde Interesse der Wohnungsbaugesellschaften an Mieter/innen und Gebäuden und befürchten, dass durch deren Belegungspolitik die Gropiusstadt zu einem „Ghetto“ gemacht wird:

*„Keine Wohnungsgesellschaft vermietet hier die Wohnungen sozial verträglich, die Mieten steigen und eine normal arbeitende Person kann sie sich fast nicht mehr leisten, nur noch die, die die Wohnungen sowieso vom Amt bezahlt bekommen. Ich habe kein Problem mit Ausländern. In den 80er Jahren lebten sechs ausländische Familien im Haus mit 30 Mietpar-*

teien, heute leben hier nur noch drei deutsche Familien. Ich habe schon mit der Wohnungsgesellschaft diskutiert, aber sie ändern ihre Politik nicht.“ (Frau, Altersgruppe 45-54, deutsche Muttersprache)

„Dann finde ich es auch eine Schande, dass die Wohnungsbaugesellschaften, in meinem Fall die GEHAG, überhaupt nicht mehr an ihren Mietern interessiert sind und an ihren Gebäuden schon gar nicht; die verkommen immer mehr zu Ruinen, hier will keiner mehr wohnen und die ganzen Ausländerfamilien freuen sich, dass sie so eine tolle neue Wohnung gestellt bekommen – das macht mich wahnsinnig!“ (Mann, Altersgruppe 45-54, deutsche Muttersprache)

Nicht nur Nicht-Migrant/innen, sondern auch Migrant/innen gaben in den Interviews an, es seien zu viele Ausländer im Stadtviertel, was die Integration erschwere. So zeigte sich beispielsweise eine junge türkische Mutter „genervt“ von der Frage, ob sie denn Kontakte zu Menschen ihrer eigenen Muttersprache hätte. Sie war aufgrund des hohen Anteils türkischer Migrant/innen aus Nord-Neukölln mit der Absicht in die Gropiusstadt gezogen, ihr Kind in einem Umfeld aufwachsen zu lassen, indem es die deutsche Sprache optimal erlernen kann. Nun hat sie Sorge, dass der stark gestiegene Anteil an nicht-deutschsprachigen Kindern in der Grundschule ihren Bildungsanspruch zunichte macht.

Auch diese beiden Sprecher sehen einen hohen Ausländeranteil als Gefahr für die eigene Integration und das Zusammenleben in der Gropiusstadt. Hierbei scheint auch die ethnische und religiöse Herkunft eine Rolle zu spielen, die zu Abgrenzungen führt (z.B. im Verhältnis Christen – Muslime):

„Ich bin selbst Pole und ich kann nicht behaupten das ich etwas gegen Ausländer habe, aber ein bisschen Wahrheit ist dabei (dass die zu große Mischung nichts Positives bringt). Vorher waren hier 90 % deutsche Bewohner und es ist hier sicherer gewesen. Weil zu viele Ausländer gekommen sind, sind auch viele Deutsche ausgewandert und ich habe jetzt Angst um meine eigenen Kinder. Ich meine dabei vor allem die Jugendlichen.“ (Mann, Altersgruppe 36-44, polnische Muttersprache)

„Manche haben Respekt, aber manche gar nicht. Letztens war ich mit einem Araber im Fahrstuhl und sein Hund hat einfach reingepinkelt. Der hat es nicht weggemacht. Denen ist das total egal! Es gibt zu viele Ausländer hier. Ich bin zwar selber Aussiedler, aber ich finde es muss eine Grenze geben, auch bei Aussiedlern, sonst funktioniert das Zusammenleben nicht. Es ist halt schwierig, gerade mit Muslimen...“ (Mann, Altersgruppe 45-54, russische Muttersprache)

Während einheimische Deutsche vielfach die Häufung sozialer Probleme und die Zunahme kultureller Fremdheit im Wohnumfeld beklagen, heben Migrant/innen vor allem das geringe

Interesse, die mangelnde Offenheit und die fehlende Anerkennung der Deutschen hervor. Es mangelt offenbar häufig nicht nur an einem freundlichen Miteinander, dass von gegenseitiger Achtung und Respekt geprägt ist, sondern auch an etablierten Formen der Vertrauensbildung und der Konfliktschlichtung:

*„Viele wollen gar nicht die anderen kennen lernen oder andere Kulturen kennen lernen. Ich finde das auch immer erstaunlich, wie unterschiedlich das Leben ist, wenn man nur ein paar U-Bahnstationen weiter fährt. In Kreuzberg, in Neukölln, da ist gleich ein ganz anderes Flair auf der Straße. Die Leute sind nett und freundlich. Ich finde die Deutschen führen sich hier oft auf wie die Chefs und die Ausländer bleiben dann lieber stumm und sagen nichts. Aber wenn man sich als Ausländer doch mal beschwert, dann gibt es gleich Ärger, vielleicht kommt sogar die Polizei. Das gefällt mir nicht. Wenn es um das Miteinander geht, dann würde ich hier lieber wegziehen, z.B. nach Kreuzberg. Aber mich hält die Wohnung und die Stadtrandlage.“* (Frau, Altersgruppe 45-54, polnische Muttersprache)

*„Die Deutschen leben aber so jeder für sich und die haben eben auch was gegen Ausländer. Also, bei uns Polen haben sie sich noch zurückgehalten, aber bei den türkischen Familien, da merkt man schon, dass sie was gegen die haben. Das sind die Blicke, böse Blicke oder es wird weg geguckt, die Tür wird nicht aufgehalten. Das finde ich echt blöd, wie die sich verhalten. Die sind einfach unfreundlich.“* (Frau, Altersgruppe 18-26, polnische Muttersprache)

*„Die Leute haben wenig Verständnis, dass andere Menschen (Ausländer), eine andere Kultur, eine andere Sprache und total andere Rituale im Leben haben, die Leute sind schnell genervt, wenn sie merken, du sprichst schlecht Deutsch. Ich verstehe, dass wir hier leben und die Sprache lernen müssen und auch versuchen uns anzupassen, aber das bedeutet nicht, dass wir die deutsche Mentalität haben müssen. Ich meine, ich werde nie von einem Deutschen, der in Syrien lebt, erwarten, dass er fließend Arabisch spricht oder dass er genau wie Araber sich verhält.“* (Frau, Altersgruppe 27-35, arabische Muttersprache)

Häufig sind es ältere Deutsche, die von Migrant/innen, aber auch von Deutschen zum Teil als aggressiv, ausländerfeindlich und rassistisch erlebt werden.

*„Also wissen Sie, ich bin aus Schlesien. Was schlimm ist: Es gibt hier viele Ältere, Rentner, die rassistische Parolen grölen. Hier in den Kneipen, wenn die Argumente fehlen: ‚Türken sind alle scheiße‘ und so. Dabei sind das Menschen wie die. Ältere Leute hier hetzen auf, das ist furchtbar. Mein Mann kommt aus Bayern und er versteht das auch nicht. Es sind doch alte Leute, die den Krieg mitgemacht haben, und die versauen die Kinder. Diese Worte! Das vernünftige Denken lernen Kinder doch nicht in der Schule, sondern zu Hause. Ich glaube, das sind auch Arbeitslose, die ihren Frust auf Ausländer abschieben. Das eigene Versagen wird den anderen in die Schuhe geschoben. Es sind hier Osis eingezogen, die*

*auch eine große Fresse gegen Türken haben, ‚Was machen die hier‘ und so.“ (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)*

*„Die älteren Deutschen sind meiner Meinung nach auch oft ausländerfeindlich. Die regen sich gleich auf und man kriegt auch mal Sprüche zu hören. Also, ich lass mir das dann auch nicht bieten und rufe was hinterher“ (Mann, Altersgruppe 18-26, türkische Muttersprache)*

Die Entstehung eines multikulturellen Stadtteils innerhalb eines Jahrzehnts, die Zuwanderung von Gruppen unterschiedlicher Herkunft und die Kumulation sozialer Probleme ist in der Gropiusstadt zum Teil mit abwertenden Zuschreibungen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen verbunden. Solche negativen Einordnungen finden sich in den Interviews vor allem mit Bezug auf türkische und arabische Migrant/innen, wobei insbesondere das Auftreten von Jugendgruppen im öffentlichen Raum als unangenehm, demütigend und bedrohlich wahrgenommen wird.

*„Bei der türkischen Bevölkerung habe ich allerdings den Eindruck, dass die etwas isoliert sind oder besser gesagt, sich selbst isolieren. Das hat sich in letzter Zeit so entwickelt. Ich weiß nicht, woran das liegt. Auch die zweite oder dritte Generation spricht oft nicht gut deutsch. Die Jugendlichen sind dann stolz auf ihren Jargon, halt kein korrektes Deutsch, und die ziehen sich alle gleich an und ziehen als Gruppen rum und pöbeln, also jetzt die Jugendlichen. Da habe ich nachts in der U-Bahn auch kein gutes Gefühl, da habe ich Angst nachts.“ (Frau, Altersgruppe 18-26, polnische Muttersprache)*

*„Wir haben viele Araber als Nachbarn, die sind zu laut, der Müll wird einfach weggeschmissen, abends und nachts sind sie oft sehr laut, und die Kinder sind auch sehr laut. Wir haben keinen Streit, aber wir sind schon öfters hochgegangen, und es ändert sich nichts. Sie haben ein schlechtes Benehmen und passen sich nicht an. Wir gehen den ganzen Tag arbeiten und wollen unsere Ruhe.“ (Mann, Altersgruppe 45-54, Muttersprache Hindi und Englisch)*

*„Was mich schon nervt, dass sind so die Cliques, von z.B. türkischen Jugendlichen. Die tun so cool und sprechen auch gern türkisch, dass man sie nicht versteht und sie machen uns Mädchen an.“ (Frau, Altersgruppe 18-26, polnische Muttersprache)*

*„Und die ausländischen Jugendlichen machen sich eben sehr präsent, und geben den Deutschen das Gefühl, nicht mehr willkommen zu sein. Ich wurde auch schon als Nazi beschimpft, weil ich mal mich beschwert habe, dass die Jugendlichen unten auf dem Hof so laut waren. Oder auf der Straße, die gehen dann in großen Gruppen und wir müssen ausweichen bis in die Grünanlagen, weil sie den ganzen Weg für sich beanspruchen und dann lachen. Da kriegt man halt den Eindruck, dass das Verhältnis zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen nicht mehr so gut ist.“ (Mann, Altersgruppe über 65, deutsche Muttersprache)*

Im Verhältnis zwischen älteren Deutschen und jugendlichen Migrant/innen überlagern sich zwei Konfliktfelder: zum einen das zum Teil als konflikthaft und angespannt erlebte Verhältnis von Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen, zum anderen das Verhältnis zwischen Senior/innen und Jugendlichen. Aus der Perspektive vieler älterer Bewohner/innen „lungern“ die Jugendlichen – und vor allem die migrantischen Jugendlichen – auf der Straße „herum“, ihr Umgangston wird als aggressiv empfunden und ihr Auftreten in Cliques wird als bedrohlich wahrgenommen. Vor allem „Jugendbanden“ werden für das gestiegene Unsicherheitsgefühl in der Gropiusstadt verantwortlich gemacht (siehe auch Kapitel zu „Unsicherheit und Kriminalität“). Aus der Perspektive einiger älterer Bewohner/innen mangelt es den Jugendlichen an Respekt vor dem Alter und an Anpassung an kulturelle Werte, die für die ältere Generation von großer Bedeutung sind (Ordnung, Sauberkeit, Ruhe). Viele Interviewpartner/innen berichteten von „Pöbeleien“ auf der Straße durch jugendliche Cliques.

Andererseits wird aber auch ein gewisses Verständnis für die schwierige Situation der Jugendlichen deutlich, die häufig von Perspektivlosigkeit geprägt ist. Die Straße wird mangels Alternativen für viele Jugendliche zu dem Ort, an dem man sich begegnen kann; Spielplätze werden als Treffpunkte umfunktioniert, was nicht selten zu Nachbarschaftskonflikten führt, die nicht konstruktiv ausgetragen werden.

*„Ich glaube, es fehlt den Jugendlichen heutzutage an Respekt gegenüber den Älteren. Wir hätten uns doch früher nie getraut, aufmüpfig zu werden, aber das ist heute leider ganz anders. Da wird man auf der Straße ohne Grund blöd angemacht und ich glaube, die Jugendlichen wissen selbst nicht so richtig, warum sie das tun. Wahrscheinlich, weil sie keine Zukunftsperspektiven haben und deshalb frustriert sind. Denen wird doch hier nichts geboten...“* (Frau, Altersgruppe 45-54, deutsche Muttersprache)

*„Ich habe persönlich keine Probleme mit Jugendlichen. Aber ich glaube die Tendenz des Kontakts zwischen den Generationen ist ziemlich negativ. Die Alten schimpfen alle auf die Jungen. Die Jugendlichen sind oft laut, lungern nur herum und haben nichts zu tun. Sie schmeißen ihren Dreck einfach umher, aber wenn man sie darauf anspricht, kriegt man schnell Ärger. Dann werden auch viele Feuerwerkskörper gezündet. Alte Menschen werden angepöbelt und belästigt. Mir wurden auch schon Schimpfworte hinterhergerufen. Man darf halt nichts sagen, sonst kriegt man gleich Widerrede. Die Jugendlichen, meist ausländische Jugendliche, haben hier aber auch keine Perspektive. Ich sehe sie oft hier vor meinem Haus. Der Jugendclub im Haus der Mitte wurde ja geschlossen. Da muss dringend was gemacht werden sowohl für Kinder als auch für Jugendliche. Und es gibt eben auch zu wenig Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Generationen. Bei mir im Haus wohnen z.B. gar keine Jugendlichen.“* (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)

*„Es gibt eine gewisse Trostlosigkeit unter den Jugendlichen; sie hängen viel herum und wissen nichts mit sich anzufangen, pöbeln herum. Jugendliche, die sich zusammentun und irgendwo sitzen, bekommen auch gleich von den Anwohnern Ärger. Bei meiner Tochter vor dem Haus wurde ein Spielplatz abgerissen, weil sich die Anwohner wegen des Lärms be-*

*schwert haben. Der Spielplatz diente als Treffpunkt der Jugendlichen, weil sie keinen Ort hatten, wo sie hingehen können.*“ (Frau, Altersgruppe 45-54, deutsche Muttersprache)

Aus der Perspektive der Jugendlichen bzw. der jungen Erwachsenen wird von den älteren Bewohner/innen mehr Toleranz gegenüber jugendlichen Lebenswelten eingefordert. Aus der Perspektive der Jungen wird von den Älteren zu viel am jugendlichen Lebensstil „gemeckert“.

*„Ja, also ich finde, es gibt hier ganz schön viele alte Leute, wenn ich mich hier so umschaue. Die regen sich auch manchmal auf, wenn wir rumhängen oder wenn es bei uns im Haus lauter wird, wenn wir halt im Flur uns treffen und abends mal Party machen. Aber die bei uns im Haus sind schon immer ganz okay, mich stören die jedenfalls nicht..“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26, deutsche Muttersprache)

*„Also, ich kenne die meisten aus meinem Haus. Aber es sind viele ältere Ehepaare und die sind oft sehr unfreundlich. Schon als ich noch kleiner war, da haben die viel gemeckert und immer so vom Balkon runtergeschimpft. Wir sollen die Grünflächen nicht betreten, wir sollen nicht so laut sein, wir sollen woanders spielen usw. Das nervt halt auf die Dauer. Diese ganzen alten Leute, die ihre Ruhe haben wollen und überhaupt nicht tolerieren können, dass wir hier auch wohnen und auch unseren Spaß haben wollen.“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26, polnische Muttersprache)

Es gibt aber auch Interviewpartner, die das Verhältnis als positiv beschreiben oder von Erfahrungen berichten, wie generationelle Grenzen überwunden werden können.

*„Es gibt zwar Jugendbanden hier, aber wenn man ihnen freundlich entgegenkommt und mit ihnen spricht... ich erinnere mich an eine Geschichte. Das war im Sommer. Ich wohne gegenüber vom Gesundheitszentrum. Im Sommer sitzen dort die Jugendlichen auf den Bänken - sie haben ja keine anderen Orte, die Spielplätze und Tischtennisplatten wurden abmontiert - unterhalten sich usw. An einem Abend spielten sie Gitarre und sangen. Ich habe mich gefreut, denn es waren meine Lieder: Schlager und auch ein paar Volkslieder. Ich bin dann einfach runtergegangen und habe mich bei ihnen bedankt. Wir haben uns unterhalten und seit diesem Tag grüßen sie mich, auch mit Handschlag. Sie haben mir auch angeboten mich zu beschützen, sollte ich von einer anderen Bande belästigt werden.“* (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)

Die Überwindung von solchen Grenzen zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen (oder auch der Wunsch danach) wird auch im Verhältnis von Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen deutlich. Die Interviews mit den Bewohner/innen zeigen nämlich nicht nur, dass es Probleme im Zusammenleben zwischen Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen gibt,

sondern sie enthalten auch viele Hinweise auf ein nachbarschaftliches Miteinander, dass durch Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft geprägt ist. Einige Befragte heben die multikulturelle Atmosphäre des Wohnviertels, die Vielzahl von Kontakten und Freundschaften hervor oder verweisen vor allem auf die größere Selbstverständlichkeit im Umgang von jungen Menschen unterschiedlicher Herkunft. Deutlich wird aber auch, dass ein gleichberechtigtes und verständnisvolles Miteinander auch erlernt und eingeübt werden muss, z.B. in Kindertageseinrichtungen oder Schulen. Als hilfreich werden zudem Gemeinschaftsräume oder Einrichtungen im Stadtteil erlebt, die für interkulturelle Begegnungen genutzt werden können.

Abschließend hier einige Zitate von Bewohner/innen, die die Existenz oder auch den Wunsch nach interkulturellen Brücken im Stadtraum belegen:

*„In der Kita gibt es ja Kinder von überall her. Ich finde das auch toll für meinen Sohn, da kriegt er das multi-kulturelle Weltbild so quasi schon in die Wiege gelegt. Kinder haben ja sowieso eine Universalsprache und können sich auch ohne Worte verständigen. Da sollten sie uns Erwachsenen ein Vorbild sein.“* (Frau, Altersgruppe 18-26, polnische Muttersprache)

*„In meiner Clique sind jetzt nicht nur Türken. Ich habe arabische und jugoslawische Freunde, auch ein paar Deutsche. Wir sprechen ja alle deutsch, weil wir hier aufgewachsen sind. Ich suche mir ja meine Freunde nicht nach der Herkunft aus, sondern nach dem, was man gemeinsam hat, also dass man auf die gleichen Sachen steht, die gleiche Musik usw.“* (Mann, Altersgruppe 18-26, türkische Muttersprache)

*„Es ist schon eine gute Sache, dass man hier multikulturell leben kann, aber man muss miteinander sprechen um sich zu verstehen und nicht vorzeitig über etwas zu urteilen, das man nicht kennt.“* (Frau, Altersgruppe über 65, deutsche Muttersprache)

*„Es wäre schön so etwas wie einen Gemeinschaftsraum im Haus zu haben, wo man nachbarschaftliche Treffen veranstalten kann oder zusammen feiern und sich kennen lernen. Es fehlt einfach ein Miteinander.“* (Frau, Altersgruppe 55-64, deutsche Muttersprache)

*„Aus meiner eigenen Erfahrung, kann ich nur Gutes berichten, z. B. in der Spielgruppe hier im Frauencafé treffen sich verschiedene Nationalitäten. Man ist verständnisvoll, kommt ins Gespräch und tauscht Erfahrungen aus, von Mutter zu Mutter oder von Frau zu Frau, unabhängig aus welchem Land wir kommen. Man wird nicht schief angeguckt, wenn man ein Wort nicht richtig ausspricht oder anders betont oder das richtige Wort nicht findet. Man versteht sich. Also, ich habe keine schlechten Erfahrungen, auch nicht beim Einkaufen oder auf dem Spielplatz. Das ist wie ein Sechser im Lotto.“* (Frau, Altersgruppe 27-35, polnische Muttersprache)

*„Es reicht eben aber auch nicht den Leuten nur Geld und Wohnungen zu geben. Es fehlt an Arbeit, so dass die Leute sich dazugehörig fühlen können und es fehlt an Begegnungsmöglichkeiten, sich überhaupt kennen zu lernen. So Nachbarschaftstreffs, Haus- und Straßenfeste, Deutschkurse, Beratung für Migrant/innen. So ein Gemeinschaftsgefühl müsste erzeugt werden, dass sie hier alle angenommen und zu Hause fühlen und Lust haben sich mit*



*ihren Fähigkeiten und jeweiligen Hintergründen einzubringen. Ich habe manchmal so diese Vision einer Völkerverständigung, so ein Straßenfest, wo es verschiedene Spezialitäten aus den Herkunftsländern gibt, Tanzdarbietungen, Musik, Gesang, Spiele usw. aus den verschiedenen Ländern. Das ist ein Schatz hier, diese vielen verschiedenen Kulturen, der überhaupt nicht nutzbar gemacht wird.“ (Frau, Altersgruppe 55-64, tschechische Muttersprache)*

*„Aber hier im Haus wohnen ja nun viele Leute zwischen 70 und 90 Jahren, die nicht mehr so gut können und da haben viele Angst überfallen zu werden. Da hört man oft, dass Ausländer abgelehnt werden und gesagt wird, die wollen wir nicht. Das ist eine Arbeit, an die man sich ran machen muss. Da sollten z.B. mehr Grillfeste gemacht werden und die Leute gezielt eingeladen werden, z.B. die Türken. So könnten sich auch Freundschaften bilden. Z.B. wohnt eine ältere Dame aus meinem Bekanntenkreis in Britz und da gibt es eine türkische Familie im Haus, die haben sie praktisch als Oma adoptiert. Sie macht Hausaufgaben mit den Kindern und die Familie kümmert sich um sie und hilft ihr, lädt sie ein. Und sie ist ganz begeistert davon. So etwas kann sich eben entwickeln, wenn man die Initiative ergreift.“ (Mann, Altersgruppe 18-26, türkische Muttersprache)*

## Einschätzung der Angebotsstruktur im Quartier

Die Einschätzung vieler Bewohner/innen der kulturellen und sozialen Angebotsstruktur wurde bereits angesprochen, denn 20,5% der Befragten benannten in einer offenen Frage das mangelnde kulturelle und soziale Angebot als einen Nachteil des Wohnens in der Gropiusstadt. Welche Einschätzungen sich im einzelnen dahinter verbergen, wurde im Kapitel „Soziale und kulturelle Angebotsstruktur“ bereits ausgeführt. Wir haben im Standardfragebogen auch direkt nach der Einschätzung von Infrastruktur sowie kulturellen und sozialen Angeboten gefragt.

Hier schnitten wiederum – analog zu den genannten Vorteilen des Wohnens - Verkehrsverbindungen und Einkaufsmöglichkeiten mit Abstand am besten ab: 82,3 % der Befragten bzw. 79% der Befragten bewerteten diese als „gut“ (auf der Skala „gut“ – „mittel“ „schlecht“). Mit 67% bewerteten auch knapp zwei Drittel der Befragten die medizinische Versorgung als „gut“.

Bei der Einschätzung der Plätze und Grünanlagen fielen die Antworten schon nicht mehr so eindeutig aus: Hier bewerteten zwar immer noch über die Hälfte der Befragten dies als „gut“ (55,1%), aber auch etwa ein Drittel nur als „mittel“. Bei der Bewertung wurde – wie bei den anderen Fragen auch – nicht differenziert zwischen der Quantität der Plätze und Grünanlagen und der Qualität (Pflege, Sauberkeit etc.), sondern die Befragten sollten selbst Qualität und Quantität abwägen und daraufhin eine Beurteilung treffen. Dies führte vermutlich bei dieser Antwort zu einem gemischten Urteil (siehe auch die Kapitel „Sauberkeit im Quartier“ und „Vorteile des Wohnens“).

Die Infrastruktur für Kinder und Jugendliche (Schulsituation, Spielplätze und Kindertagesstätten) wurde nur noch jeweils von etwa einem Drittel der Befragten mit „gut“ bewertet, wobei hier auch die Anzahl derjenigen, die angaben, diese Fragen nicht beurteilen zu können, relativ hoch war. Besonders bei den Spielplätzen ist der Anteil derjenigen, die diese als schlecht bewerteten, mit 19,6% relativ hoch. Hier wurde aus den Leitfadenterviews deutlich, dass Probleme zum einen in der Unsauberkeit der Spielplätze und alten Spielgeräten, zum anderen aber auch in der mangelnden Beaufsichtigung von Spielplätzen gesehen wurden, die an einigen Spielplätzen dazu führe, dass kleinere Kinder von rabiät auftretenden älteren Kindern oder Jugendlichen verdrängt würden. Hier wurde sowohl an die Erziehungsverantwortung der Eltern appelliert als auch eine zusätzliche pädagogische Spielplatzbetreuung auf den Spielplätzen gewünscht, wie sie ein Jugendclub im Sommer regelmäßig durchführt.

Die Versorgung älterer Menschen wurde von der großen Mehrheit derjenigen, die sich dazu äußern konnten, als „gut“ bezeichnet; über die Hälfte der Befragten konnte dazu jedoch – mangels eigener und familiärer Erfahrungen – keine Angaben machen.

Bei der Einschätzung der Angebote zur Förderung nachbarschaftlicher Kontakte fielen die Bewertungen sehr gemischt aus: 37% der Befragten beurteilten diese als „schlecht“ und nur

16% als „gut“. Ein Viertel der Befragten gab an, dies nicht beurteilen zu können – vermutlich weil die Existenz solcher Angebote nicht bekannt war. Geht man davon aus, dass sich hinter der Beurteilung „schlecht“ der Wunsch verbirgt, diese Angebote sollten verbessert werden, wird deutlich, dass mit 37% ein recht großer Teil der Befragten hier Handlungsbedarf sieht. Auch in den Leitfadeninterviews gab es viele Aussagen, die Vorschläge oder Wünsche formulierten, die in Richtung der Förderung nachbarschaftlicher Kontakte gingen.

Diejenigen, die sich zur Beratung im Umgang mit Behörden äußern konnten, waren überwiegend der Meinung, dass diese schlecht sei (30,7%). Ob sich dies auf die Qualität oder die Quantität der Angebote bezog, muss hier offen bleiben. Unserem Informationsstand nach gibt es bislang solche Angebote kaum. Der Anteil derjenigen, der angab, dies nicht beurteilen zu können, ist mit 45% relativ hoch, was jedoch nicht nur an den mangelnden Angeboten liegen mag, sondern auch daran, dass es sich ja um Angebote für eine bestimmte Zielgruppe handelt. Das gleiche gilt für Angebote für Migrant/innen – auch hier ist der Anteil derjenigen, die dies nicht beurteilen können, mit 55,6% sehr hoch. 21,2% finden das Angebot schlecht, während es 14,1% als gut beurteilen. Diese Thematik wurde vor allem in den Gesprächen mit den Experten hervorgehoben, von denen einige hier einen dringenden Handlungsbedarf formulierten. Darauf wird an späterer Stelle noch einmal eingegangen.

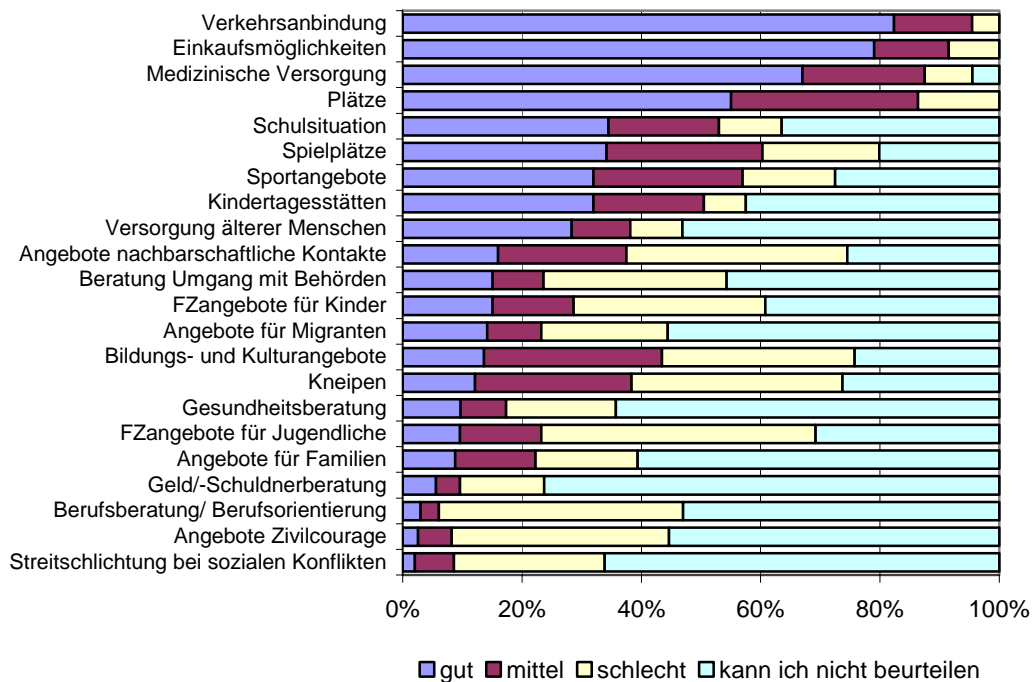
Dass das Bildungs- und Kulturangebot bzw. das Kneipenangebot überwiegend als schlecht beurteilt wurde, verwundert nicht, wenn man sich die Aussagen aus den Leitfadeninterviews dazu anschaut.

Auch bei den Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche überwiegt der Anteil derjenigen, der die vorhandenen Angebote als „schlecht“ bezeichnet. Während 32,2 % der Befragten die Angebote für Kinder als „schlecht“ beurteilten, waren es in Bezug auf die Freizeitangebote für Jugendliche sogar 46%, also fast jeder zweite Befragte, der dieser Meinung war. Auch dies kann als ein Wunsch nach mehr Angeboten in diesem Bereich interpretiert werden, besonders wenn man die Aussagen aus den Leitfadeninterviews mit hinzu nimmt, die gerade im Bereich der Jugendlichen dringenden Handlungsbedarf formulierten.

Das Urteil bei den Angeboten zur Berufsberatung und Berufsorientierung fiel ebenfalls recht deutlich aus. Auch wenn etwas über die Hälfte der Befragten angaben, dies nicht beurteilen zu können, waren doch 40,9% der Befragten der Meinung, dass das Angebot „schlecht“ sei und nur 3% beurteilten dieses mit „gut“.

Angebote zur Streitschlichtung in sozialen Konflikten und zur Förderung der Zivilcourage wurden ebenfalls überwiegend als „schlecht“ bezeichnet – zum Teil auch, weil diese Angebote gar nicht existieren und gerade erst entwickelt werden. Auch hier wird ein Handlungsbedarf deutlich.

Abbildung 12: Einschätzung der Angebotsstruktur



Um die Kritik und den Bedarf etwas plastischer zu machen, möchten wir mehrere Interviewausschnitte aus den Leitfadeninterviews zitieren. Gleichzeitig geben die Zitate auch einen guten Eindruck davon, dass viele Bewohner/innen sich über konkrete Veränderungen und die Erweiterung der Angebotspalette in der Gropiusstadt Gedanken machen und auch ganz konkrete Ideen entwickeln.

In den Leitfadeninterviews kristallisierten sich mehrere Themenfelder heraus, in denen Angebote fehlen. Es wurden **fehlende Angebote für Kinder und Jugendliche**, aber auch für Familien angesprochen. Diese Kritik äußerten unterschiedliche Altersgruppen – die Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbst, die Elterngeneration und die Großelterngeneration:

*„Ich finde, es sollte mehr Veranstaltungen für Kinder geben, z.B. Märchenstunden, Kasperle-Theater, Kinder-Schminken, usw.. Ich kann mit meinem Enkelkind hier nichts machen. Der Rummel, den es ab und zu mal gibt, wird nicht genug angekündigt. So ein kleines Karussell für Kinder fände ich schön, wo man 50 Cent einwirft und es bewegt sich. Ein Streichelzoo oder Ponyreiten wären toll. Eben mehr Veranstaltungen.“ (Mann, Altersgruppe 45-54)*

*„Die Gropiusstadt ist so, wie sie ist, zu langweilig. Hier sollten auch mehr Sachen sein für Jugendliche, eine Skaterbahn z.B., Tischtennisplatten, so was in der Art, wo man sich treffen kann. Das werden Ihnen alle Jugendlichen sagen, dass hier nichts los ist.“ (junge Frau 18-26 Jahre)*

Deutlich wurde auch, dass die Schließung des Haus der Mitte für viele der Befragten Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen ein großer Verlust bedeutete. Aus den Interviews wurde deutlich, dass unterschiedliche jugendliche Szenen auch ein unterschiedliches Angebot brauchen und unterschiedliche Bedürfnisse haben, die durch einen einzigen Club (im Kerngebiet nur UFO) nicht abgedeckt werden können, besonders wenn dieser von einer bestimmten jugendlichen Szene besetzt wird.

*„Bis vor kurzem war ich immer im Haus der Mitte, aber das wurde jetzt geschlossen. Das ist ganz schade, ich war dort öfter und es war sehr schön dort. Aber die Kirche hatte irgendwie das Geld nicht mehr. Mein Bruder ist 15, der war dort ständig und jetzt hängt er auf der Straße rum. Dieser Jugendclub fehlt echt schon sehr. Ich war dort schon mit acht Jahren – und jeder, der hier wohnt, ist dort gewesen und hat ihn genutzt, ob als Kind oder Jugendlicher. Die Betreuung war sehr nett, die haben auch immer Bewerbungstraining gemacht. Der Jugendclub UFO ist da auch ganz gut, aber wirklich etwas unternehmen, irgendwo hingehen, z.B. Boot fahren oder Picknicken, das machen die nicht. Es ist dort nicht so wie bei HDM, die haben immer was gemacht und das fehlt sehr.“ (Junge Frau, Altersgruppe 18-26)*

Deutlich wurde von vielen Befragten auch ein Zusammenhang zwischen den im Straßenbild auffälligen „herumhängenden“ Jugendlichen und den mangelnden Angeboten für Jugendliche hergestellt. Dieser Zusammenhang wurde nicht nur von Senior/innen vermutet, sondern auch von den Jugendlichen selbst gezogen sowie von der Elterngeneration, deren Kinder selbst von Jugendarbeitslosigkeit betroffen sind.

Während die Kritik an den mangelhaften Angeboten für Jugendliche jedoch eindeutiger ausfiel, gab es im Bereich Kinder durchaus unterschiedliche Auffassungen und auch sehr zufriedene Stimmen von denjenigen, die die vorhandene Infrastruktur nutzen:

*„Ich nutze die Kinder- und Spielgruppe im Frauencafé, den Musikgarten, der wie ein Kindergarten ist, wo Eltern und Kinder zusammen singen und Musikinstrumente spielen. Ich gehe ins Kino, Schwimmen. Ich gehe auch zu den Festen am Lipschitzplatz, die die Gehag organisiert oder das Musikfest, das einmal im Jahr stattfindet oder die Kaffeetafel in den Promenaden. Eigentlich gehe ich zu allem, was die Gehag öffentlich organisiert. Für Kinder ist eigentlich alles da.“ (Frau, Altersgruppe 27-35)*

Ein zweiter wichtiger Bereich, der häufig genannt wurde, sind **fehlende Sport, Kultur- und Bildungsangebote** sowie **fehlende Angebote** im Bereich **Gastronomie (Cafés, Kneipen)**.

*„Was mir fehlt sind z.B. Lesungen, aber auch Ausstellungen oder auch Kunst, z.B. Skulpturen auf den Straßen und Plätzen. Was noch fehlt ist ein schönes Café, dass heißt für mich ein Café, wo man schönen Kaffee kriegt, Kuchen, Cocktails, wo man nett sitzen kann und wo es auch mal Konzerte gibt, Theater und Lesungen, Livemusik etc. Das gibt es hier nicht.“* (junge Frau. Altersgruppe 18-26 Jahre)

Viele Befragte beschrieben, dass sie die Gropiusstadt verlassen und in andere Stadtteile ausweichen, um ihr Bedürfnis nach Kultur- und Freizeitangeboten zu stillen:

*„Wenn man anspruchslos ist, kann man hier sicherlich gut leben. Aber ich bin anspruchsvoll und muss immer viel erleben, also bin ich viel unterwegs.“* (Frau, Altersgruppe über 65)

*„Auf jeden Fall Sportangebote. Das geht echt gar nicht hier. Da, wo ich herkomme, habe ich jeden Tag Sport gemacht. Hier gibt es überhaupt keinen Verein, ich habe auch gesucht, überall, im Internet, aber ich habe nichts gefunden! Auch für den Sport muss ich immer woanders hinfahren, das ist schlimm hier, weil Sport so wichtig ist.“* (junge Frau, Altersgruppe 18-26)

Gerade mangelnde Sportangebote wurden immer wieder als großes Manko benannt.

Ein Teil der Bewohner/innen - insbesondere die älteren Bewohner/innen - zeigten sich jedoch mit dem bestehenden Angebot zufrieden und verwiesen vor allem auf die Kulturangebote im Gemeinschaftshaus, dessen großer Saal zur Zeit allerdings geschlossen ist, sowie auf Kinos und Gastronomie in den Gropiuspassagen:

*„Ich nutze das Gemeinschaftshaus regelmäßig mit meiner Frau. Erst letztens waren wir bei einem Country-Abend. Dann gibt es das Kino in den Gropius-Passagen. Das ist auch gut, das nutzen wir. Es gibt auch Veranstaltungen vom Nachbarschaftszentrum, z.B. Bastelkurse oder kleinere Veranstaltungen. Das ist schon gut, man muss es halt nutzen.“* (Mann, Altersgruppe 55-64)

Ein dritter Bereich, der als ein Mangel benannt wurde, sind **fehlende Angebote zur Stärkung und Stabilisierung von Nachbarschaft**. Dazu gehörten Straßen-, Hof- und Platzfeste genauso wie das Bereitstellen von Begegnungsräumen in den Häusern durch die Wohnungsbaugesellschaften. Insbesondere regelmäßige Nachbarschaftsfeste wurden als eine gute Möglichkeit angesehen, die eigenen Nachbar/innen (besser) kennen zu lernen, ethni-

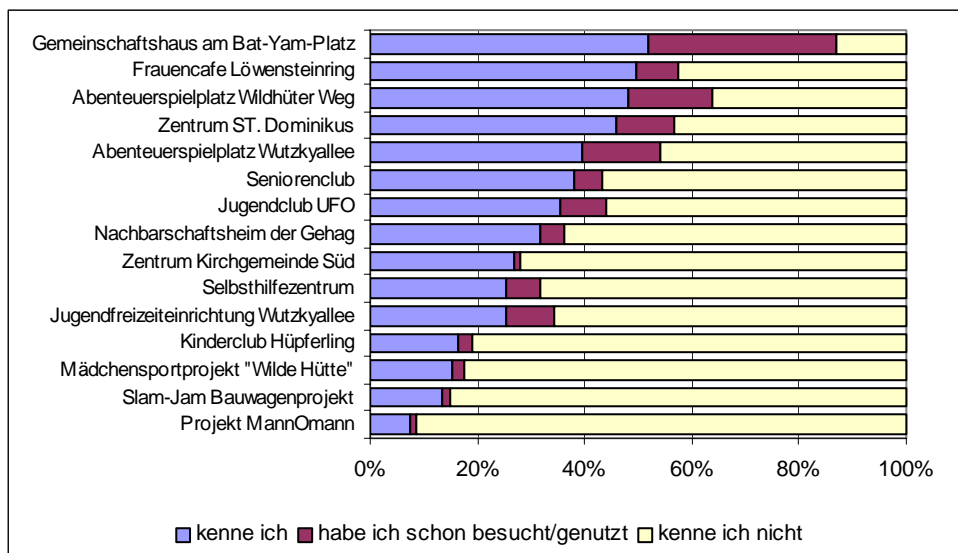
sche Grenzen zu überwinden und Vorurteile vor fremden Kulturen abzubauen. So sagt dieser Befragte migrantischer Herkunft:

*„Es sollte mehr Feste geben. Wir versammeln uns zwar auch oft vor unserem Haus, aber das sind meistens wirklich nur Kurden und Türken. Man sollte Feste für die Allgemeinheit veranstalten, damit sich alle untereinander besser kennen lernen können, um die Kommunikationsschwierigkeiten abzubauen.“* (Mann, Altersgruppe 36-44)

Wir fragten die Bewohner/innen auch danach, inwiefern sie die vorhandenen Einrichtungen im Quartier kennen und ob sie (oder ihre Angehörigen) diese Einrichtungen nutzen.

Die Einrichtung, die unter den Befragten am bekanntesten ist und von den Befragten mit Abstand am meisten genutzt wird, ist das Gemeinschaftshaus am Bat-Yam-Platz. Nur 13,1% der Befragten gaben an, das Gemeinschaftshaus nicht zu kennen. Am wenigsten bekannt war das Projekt MannOmann, das sich speziell an männliche Aussiedler richtet und damit natürlich – anders als das Gemeinschaftshaus – eine sehr eng begrenzte Zielgruppe hat, weswegen ein geringer Bekanntheits- und Nutzungsgrad nicht verwundert. Insofern sind die Einrichtungen nur begrenzt vergleichbar und auch die untenstehende Grafik nur bedingt aussagekräftig. Trotzdem wird aus der Grafik deutlich, dass es bei einigen Einrichtungen durchaus noch Informationsbedarf gibt und die Bewohner/innen über die vorhandene soziale und kulturelle Infrastruktur in einigen Bereichen nicht ausreichend informiert zu sein scheinen.

**Abb. 13: Kennen Sie folgende Einrichtungen?**



Auch in den Leitfadeninterviews wurde der Wunsch, mehr Informationen über bestehende Angebote zu bekommen, deutlich:

*„Und was auch wichtig ist, es fehlt allgemein an Informationen über die Angebote und Einrichtungen, die existieren. Ich weiß ja z.B. gar nicht, was das Frauencafe am Löwensteinring anbietet oder das Gemeinschaftshaus am Schmiedigenpfad. Darüber liest man eben auch nichts. Da muss dringend was gemacht werden an dem Informationsfluss.“* (Frau, Altersgruppe 55-64)



## Perspektive der Expert/innen

Es wurden Vertreter/innen unterschiedlicher Einrichtungen in der Gropiusstadt zu ihrer Problemwahrnehmung, zu fehlenden Angeboten und zu ihren Erwartungen in Bezug auf das Quartiersmanagement befragt. Deutlich wurde, dass die Problemanalyse sich weitgehend mit den Konflikt- und Problemfeldern deckt, die auch von den Bewohner/innen angeführt wurden. Zwei Problemfelder wurden von den Expert/innen besonders hervorgehoben: zum einen die schwierige Situation von Jugendlichen im Wohnviertel und – damit verbunden – die Einschätzung, dass die Eltern mit ihrer Erziehungsverantwortung überfordert sind bzw. dieser Verantwortung nicht nachkommen; zum anderen wurde das Thema der Nachbarschaft und damit verbunden die Frage nach der Integration von Migrant/innen als ein wichtiges Problemfeld beschrieben.

So berichtet der Schulleiter einer Grundschule, dass sich in den letzten Jahren das Sozialgefüge in der Gropiusstadt deutlich verschlechtert habe und viele Kinder aus sozial schwachen Familien kämen, was sowohl Deutsche als auch Migrant/innen betrifft. Auch der Anteil von Kindern nichtdeutscher Herkunft ist in den letzten Jahren in den ersten Klassen deutlich gestiegen – der Anteil der Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache beträgt inzwischen 70 % in den ersten Klassen. Etwa 10 % der Kinder haben große Defizite in der deutschen Sprache und/oder ihnen fällt das Lernen schwer. Um das Leseverständnis zu fördern, wurden hier Lesegruppen mit Ehrenamtlichen eingeführt.

Vertreter eines Jugendclubs berichten, dass die Gewaltbereitschaft der Jugendlichen zunehme und die Jugendlichen zum Teil auch aus Familien kommen, bei denen Gewalt – „Prügelstrafe“ – als etwas Normales angesehen werde. Ein weiterer Interviewpartner berichtet von sich verschärfenden Generationskonflikten (einerseits Provokationen und Pöbeleien von Jugendlichen, andererseits ein fehlendes Verständnis für jugendliche Bedürfnisse von Seiten der Älteren), die deswegen eskalieren, weil die vermittelnde Ebene fehle. Mehrere Interviewpartner/innen gaben an, dass die Jugendkriminalität zugenommen habe – z.B. im Bereich der U-Bahnhöfe –, wobei es sich bei den Jugendlichen nicht immer um Jugendliche aus der Gropiusstadt handele.

An der befragten Hauptschule war Gewalt unter Jugendlichen nach Aussagen des Schulleiters allerdings kein explizites, gravierendes Problem. Zu den Problemen der Schüler/innen dort gehört – wie an anderen Hauptschulen auch - vor allem die Perspektivlosigkeit im Hinblick auf die eigene berufliche Zukunft, da es für Jugendliche mit Hauptschulabschluss sehr schwer ist, einen Ausbildungsplatz zu erhalten. An der Schule sind Elternseminare geplant, die Lehrer/innen mit Eltern durchführen sollen, um die Erziehungskompetenzen der Eltern zu stärken.

Uneinig waren sich die Interviewpartner/innen, ob es prinzipiell zu wenig Angebote für Jugendliche gibt, ob die vorhandenen Angebote das Interesse der unterschiedlichen jugendlichen Zielgruppen nicht richtig abdecken oder ob die Perspektivlosigkeit vieler Jugendlicher

auch zu einer gewissen Interesselosigkeit führt, die auch durch ein erweitertes Angebot nicht aufgefangen werden kann. Dominant war jedoch die Meinung, dass *„Angebote fehlen, um Jugendliche zu beheimaten, deren Lebensgefühl zu kultivieren und ihre Talente zu fördern, damit die Kids, die in hierarchischen Verhältnissen aufwachsen und in patriarchalen Familienstrukturen unter Druck stehen, lernen, ein Selbstwertgefühl zu entwickeln.“*

Einig waren sich die Interviewpartner/innen darin, dass es nötig ist, die Erziehungsverantwortung und –kompetenz der Eltern zu stärken. Auch im Bereich des Austausch und der Unterstützung von Eltern mit kleinen Kindern – z.B. Mutter-Kind-Gruppen wie im Frauencafé – wurde ein großer Bedarf gesehen, da die vorhandenen Angebote weitgehend ausgeschöpft sind.

Das Problemfeld Nachbarschaft und Migration/Integration wurde von verschiedenen Gesprächspartner/innen hervorgehoben. Der Transformationsprozess der Gropiusstadt von einem deutschen zu einem multikulturellen Stadtteil, so ein Vertreter der Kirche, treffe den Stadtteil unvorbereitet. Die Angebots- und Organisationsstruktur im Stadtteil hat diesem sozialen und kulturellen Wandel nicht in ausreichendem Maße Rechnung getragen, da es beispielsweise bislang kaum spezielle Angebote für Migrant/innen gibt. Auch für die Kirchen ist es schwer, einen interreligiösen Dialog zu führen, da es keinen institutionellen Ansprechpartner – keine islamische Gemeinde, keine Moschee – in der Gropiusstadt gibt.

Insgesamt, so waren sich die meisten Gesprächspartner einig, fehlt ein Miteinander der Kulturen, es fehlt eine intensive Kommunikation über ethnische Grenzen hinweg. Dies betrifft sowohl einen respektvollen Umgang mit Verschiedenheit als auch einen kultivierten Umgang mit Konflikten. In manchen Wohnhäusern sei die Nachbarschaft sehr ghettoisiert – russische Aufgänge, türkische Aufgänge, deutsche Aufgänge etc. Es wurde auch die Belegungspolitik der Wohnungsbaugesellschaften kritisiert, die ihre soziale Verantwortung zu wenig wahrnehmen würden und bei der Belegung der Wohnung nicht auf eine ausgewogene ethnische und soziale Mischung achten würden. Die Berührungspunkte zwischen Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen seien sehr hoch – da waren sich die meisten Gesprächspartner/innen einig. Migrant/innen hätten gerade durch geringe Sprachkenntnisse eine große Scheu auf deutschsprachige Nachbar/innen zuzugehen; andererseits gäbe es auf Seiten der Deutschen auch große Unsicherheiten, sich auf Fremdheit einzulassen.

Für Migrant/innen fehlen Sprachkurse, die in lockerer Atmosphäre stattfinden und damit ein Ambiente schaffen, das denjenigen, die große Scheu haben, sich aufgrund ihrer geringen Kenntnisse zu blamieren, Mut macht, sich auf Deutsch zu äußern und mit der Sprache zu experimentieren. Die beiden vorhandenen Projekte bzw. Einrichtungen, die auf diesem Gebiet aktiv sind (THESSA und Impuls), haben mit solchen Kursen sehr gute Erfahrungen gemacht und brachten im Gespräch deutlich zum Ausdruck, dass nicht nur das Angebot von Sprachkursen an sich wichtig ist, sondern auch die Art der Kurse. Diese sollten auch speziell auf Zielgruppen zugeschnitten sein, die eher aus bildungsfernen Schichten kommen und bei denen die Hemmschwelle in Bezug auf „verschulten“ Unterricht sehr groß ist.

Neben Sprachkursen wurden auch Beratungen zu Aufenthaltsrecht, niedrigschwellige Familienberatung speziell für Migrant/innen, Bildungsangebote (wie Alphabetisierungskurse, Kurse um Schulabschlüsse nachzuholen, eine „Forschergruppe“ für Erwachsene, die spielerisch Wissen vermittelt), Therapiegruppen (speziell für Flüchtlinge, die traumatische Erfahrungen in ihren Heimatländern gemacht haben) und niedrigschwellige Beratungsstellen zum Thema häusliche Gewalt als fehlende Angebote benannt. Gerade für diejenigen Frauen, deren Bewegungsradius aufgrund ihrer familiären Situation und eines patriarchalen Familienverständnisses sehr eingeschränkt ist, sind entsprechende niedrigschwellige Angebote vor Ort dringend notwendig.

Insgesamt wurde darauf hingewiesen, dass es zu wenig Orte und Möglichkeiten gibt, um sich zu begegnen, sich kennen zu lernen und Vorurteile abzubauen. Es fehlen nach Aussagen vieler Interviewpartner Gemeinschaftsräume in den Häusern, regelmäßige Haus- und Nachbarschaftsfeste, identitäts- und gemeinschaftsstiftende Angebote (z.B. durch Sport) und Begegnungsorte für Gruppen und Veranstaltungen. Eine Einrichtung machte deutlich, dass es insgesamt an stadtteilorientierten Angeboten mangelt – vor allem im Gesundheits- und Freizeitbereich.

Einige Vertreter/innen von Einrichtungen berichteten, dass es schwierig ist, speziell an migrantische Bewohner/innen „heranzukommen“, da viele aufgrund fehlender Sprachkenntnisse oder – dies betrifft speziell Frauen – häuslicher Arbeitsbelastung den Weg in die Einrichtung nicht finden. Aus den Leitfadeninterviews wurde jedoch auch deutlich, dass viele Einrichtungen von den Migrant/innen als „deutsch“ wahrgenommen werden – als einen Ort, an dem sich vor allem Deutsche treffen und den man selbst als Migrant/in eher dann besucht, wenn bereits persönliche Kontakte bestehen.

Insgesamt wurde aus den Gesprächen mit den Expert/innen deutlich, dass viele Einrichtungen am äußersten Rande ihrer Kapazitäten arbeiten und die Arbeitsbelastung aufgrund der Auslastung enorm ist. Zum Teil wird Personalmangel durch ehrenamtliche Arbeit aufgefangen. Oder es werden für bestimmte Aufgaben Honorarkräfte eingesetzt, die jedoch nicht im gleichen Maße eine qualifizierte kontinuierliche Arbeit leisten können wie dauerhaft präsente feste Mitarbeiter/innen. In einigen Einrichtungen ist die langfristige Finanzierung nicht gesichert und erfolgreiche Projekte, wie das Müttercafé von THESSA, die erst einmal eine längere Anlaufzeit brauchen, um zu funktionieren, werden nur befristet finanziert.

Bei der Einschätzung der vorhandenen Netzwerke gab es unterschiedliche Positionen. Manche Einrichtungen bzw. Projekte/Projektträger sind nach eigener Aussage sehr gut vernetzt, andere nehmen an keinen Vernetzungstreffen teil – zum Teil aus zeitlichen Gründen oder weil ein entsprechendes thematisches Netzwerk nicht existiert (z.B. zum Thema Migration). Vernetzungen gibt es bei den meisten Einrichtungen, Projekten und Projektträgern mit bestimmten einzelnen Einrichtungen, Organisationen und Projekten. Die Mehrheit derjenigen, die umfassender vernetzt sind – z.B. im Arbeitskreis Kultur oder in der Kiez AG – empfinden die Vernetzung als gut und sinnvoll, kritisieren aber u.a., dass es zum Teil zu wenig informel-

len Austausch jenseits der formalen Grenzen gebe und dass die formale Vernetzung sehr viel Zeit in Anspruch nehme, die aufgrund knapper Ressourcen kaum zur Verfügung steht.

*„Die Vernetzung ist so gut, dass man sich von der einen zur anderen Sitzung schleppt. Vernetzung bringt zwar Austausch, kostet aber auch viel Zeit. Dies ist besonders schwierig, weil der Personalschlüssel sehr eng ist. Das gemeinsame Handeln ist wichtig, nicht nur Reden. Für uns wäre zum Beispiel ein Personalaustausch gut (gegenseitige Hospitationen, Besuche, Ausleihen von Mitarbeitern bei Engpässen)“* (Mitarbeiter eines Jugendclubs)

Gremien funktionieren dann gut, wenn jemand diese inhaltlich füttert und neue, konstruktive Impulse einbringt. Die Stadtteilkonferenz, die sich an Bewohner/innen und Institutionen richtete, sei deswegen eingeschlafen, weil sie sich zur destruktiven „Meckerbude“ für unzufriedene Bewohner/innen entwickelt hätte.

Durch erfolgreiche Vernetzungen wurden aber auch schon viele gemeinsame Projekte realisiert (wie die Kaffeetafel und das Spielefest) und Einrichtungen unterstützen sich gegenseitig (z.B. durch das „Ausleihen“ von Räumlichkeiten).

In Bezug auf die Möglichkeiten des ehrenamtlichen Engagements gab es ebenfalls unterschiedliche Positionen und Einschätzungen. Prinzipiell ist in den meisten Einrichtungen, Projekten und Institutionen ehrenamtliche Arbeit möglich, aber der Spielraum für neue Projekte, die Ehrenamtliche entwickeln können, ist aus Gründen der räumlichen Kapazitäten bei einigen Einrichtungen eher gering. Außerdem zeigen die Erfahrungen in einigen Einrichtungen, dass ehrenamtliche Arbeit häufig auch einen hohen Betreuungsaufwand nach sich zieht – je nach Selbständigkeit, Kompetenzen, Wünschen und Bedürfnissen des Ehrenamtlichen. Darüber hinaus wurde eine grundsätzliche Ambivalenz von ehrenamtlicher Arbeit deutlich: Wenn Ehrenamtliche Arbeiten übernehmen, die sonst von Professionellen geleistet werden, wird dies arbeitspolitisch als problematisch angesehen. Deshalb müssen, so die Forderung eines Projektträgers, Ehrenamtliche in ein Ehrenamtnetzwerk oder –projekt eingebunden werden, das auch Austauschtreffen und Weiterbildung anbietet. Ansonsten werden Ehrenamtliche ungewollt zu Lückenbüßern, die die Sparmaßnahmen im sozialen Bereich abmildern. Außerdem erfordert die Arbeit mit speziellen Zielgruppen auch spezielle Kompetenzen (z.B. eine eigene Auseinandersetzung mit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit).

Wir stellten den Einrichtungen und Projektträgern auch die Frage, welche Erwartungen sie an das neu eingerichtete Quartiersmanagement haben. Es zeigte sich, dass die Erwartungen sehr unterschiedlich ausfielen. Einige Interviewpartner/innen erwarteten vom Quartiersmanagement Unterstützung durch Austausch und Informationen sowie den Erhalt und Ausbau der bestehenden Vernetzungen, aber auch die Finanzierung von bestimmten Projekten und die Weiterentwicklung von Projektideen mit dem Ziel die Situation im Quartier zu verbessern. Auch die Verbesserung der Kontakte zu den Wohnungsbaugesellschaften, damit diese auf bestimmte Angebote – wie die Projekte für Aussiedler – hinweisen und ent-

sprechende Flyer auslegen, wurde als Wunsch geäußert. Es wurde auch der Wunsch nach der Etablierung einer verbindlichen Kooperation mit den verschiedenen Einrichtungen im Bereich Gesundheit formuliert sowie der Vorschlag einer Stadtteilkonferenz zu einem bestimmten, noch auszuwählenden Thema gemacht. Ein weiterer Punkt betraf die Anerkennung der Arbeit der Einrichtungen durch den Bezirk Neukölln. Hier bestand der Wunsch, dass das Quartiersmanagement gegenüber dem Bezirk Lobbyarbeit für die Einrichtungen betreibt und auf die engagierte Arbeit der Institutionen und Projekte hinweist.

Andere Gesprächspartner/innen gaben an, sich noch keine Gedanken gemacht zu haben, was sie vom Quartiersmanagement erwarten oder aber äußerten strukturelle Kritik an der Institution des Quartiersmanagement als solche. Diese Kritik ist auch vor dem Hintergrund knapper oder gar gekürzter finanzieller Ressourcen zu sehen, mit denen die Einrichtungen zu kämpfen haben. Die strukturelle Begrenzung des Quartiersmanagement auf einige Jahre wurde als problematisch für die kontinuierliche Arbeit gewertet, weswegen die Nachhaltigkeit der Arbeit infrage gestellt wurde. Kritisiert wurde außerdem, dass das Quartiersmanagement personell zu schlecht ausgestattet sei, deswegen permanent unter Zeitstress leide und außerdem die eigenen Gelder innerhalb kürzester Zeit ausgeben müsse.

*„Ich habe keine großen Erwartungen an das QM! Ich hätte mir eine andere Form von QM gewünscht, wo die Bewohner stärker miteinbezogen werden können. Die Handlungskonzepte sind ihnen schon vorgestrickt worden. Der Bezirk hat sich zu stark eingemischt und hat den Daumen drauf. Das ganze ist zu bürokratisch; das verlangsamt bestimmte Prozesse.“*  
(Vertreter einer Einrichtung)

Einerseits erhoffen sich Interviewpartner/innen vom Quartiersmanagement „frischen Wind“ – um eingefahrene Strukturen zu hinterfragen und neue Impulse und Ideen für die Arbeit zu bekommen. Andererseits gibt es auch eine gewisse Skepsis gegenüber einer Institution, die von oben eingesetzt wird und unter Zeitdruck zielgruppenorientierte Projekte konzipieren soll.

## Engagement und Partizipation

Wie schon zu Beginn des Berichts erwähnt, stieß unsere Befragung auf sehr großes Interesse. Die Bewohner/innen nutzten aktiv die Gelegenheit, sich über die Probleme und Schwierigkeiten im Stadtviertel zu äußern und Ideen für Projekte zu sammeln. Von einer Interviewerin erhielten wir das Feedback, dass die Migrant/innen, die sie befragt hatte und die schon seit Jahren in der Gropiusstadt leben, zum ersten Mal den Eindruck hatten, ihre Positionen, Meinungen und Einschätzungen seien von Bedeutung: *„Sie haben sich gefreut, weil sie noch nie nach ihrer Meinung gefragt worden sind, auch wenn sie schon seit Jahren hier leben.“*

Auch das Interesse am Quartiersmanagement war groß, das den meisten Bewohner/innen noch unbekannt war. Mit der Befragung verbanden viele Bewohner/innen den Wunsch, dass sich die Situation im Quartier verbessert, und dass ihre Ideen, Vorschläge und Kritik ernst genommen werden. Die Existenz eines Quartiersmanagements wurde von vielen Bewohner/innen prinzipiell als positiv gewertet, auch wenn bei einigen Skepsis hinsichtlich einer grundsätzlichen Verbesserung der Situation bestand.

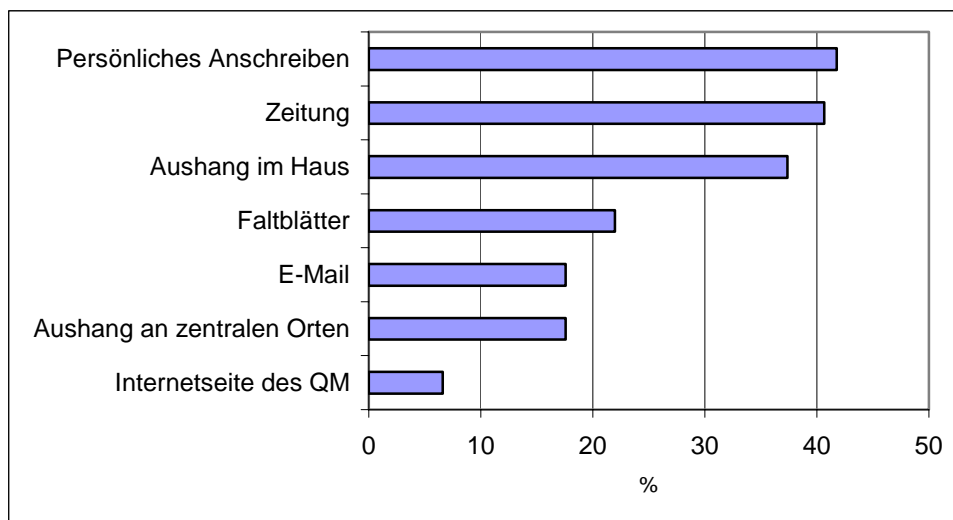
76% der Befragten haben sich noch nicht an Initiativen zur Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation im Quartier beteiligt, aber 37% - das sind 74 Bewohner/innen - könnten sich prinzipiell vorstellen, dies zu tun, während 63% dies verneinten. Wir fragten auch danach, welche Gründe bei denjenigen vorlagen, die sich eine Beteiligung nicht vorstellen konnten. Hier waren mehrere Antwortkategorien vorgegeben; Mehrfachantworten waren möglich. Als häufigster Grund für die Nichtbeteiligung an ehrenamtlichen Initiativen wurde Zeitmangel angegeben (75,2%). 17,7% gaben an, sich eine Beteiligung nicht zuzutrauen und 13,3% waren der Meinung, die Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation in der Gropiusstadt sei Aufgabe der Bezirksverwaltung. Daneben wurden vereinzelt noch weitere Gründe genannt, wie *„entspricht nicht meinen Interessen“*, *„zu wenig Mitstreiter“* und *„zu langweilig“*.

Vor allem Migrant/innen gaben an, sich eine Beteiligung nicht zuzutrauen. Deutlich wurde aus dem Feedback einer migrantischen Interviewerin, die selbst Bewohnerin der Gropiusstadt ist und vor allem in ihren Freundeskreisen und Nachbarschaften Bewohner/innen befragte, dass dieses mangelnde Selbstvertrauen auch damit zu tun hat, dass die Einrichtungen in der Gropiusstadt als deutsche Institutionen wahrgenommen werden, Berührungspunkte existieren, sich dort einzubringen und eine große Hemmschwelle besteht, entsprechende Institutionen zu besuchen. Häufig spielt hier die Angst, sich wegen mangelnder Sprachkenntnisse zu blamieren sowie eine prinzipielle Unsicherheit im Umgang mit Institutionen eine große Rolle. Deutlich wurde in dem Feedback durch die Interviewerin auch, dass migrantische Multiplikatoren als Türöffner fungieren können, d.h. engagierte Bewohner/innen können andere Migrant/innen „mitziehen“. Denn die befragten Bekannten, Freunde und Nachbar/innen dieser Interviewerin gaben an, dass sie sich durchaus vorstellen könnten, sich an Initiativen zu beteiligen – allerdings nur dann, wenn die Interviewerin, die über sehr gute Deutschkenntnisse verfügt, auch mit dabei sei.

„Die Leute haben sich sehr gefreut, dass sie gefragt worden sind. Die Polen hier sind mit vielen Vorurteilen konfrontiert und werden ausgelacht oder schief angeschaut, weil sie nicht so gut Deutsch sprechen. Sie leben gerne hier und wollen sich gerne engagieren, aber sie trauen sich Vieles nicht zu, weil sie nicht so gut Deutsch sprechen. Sie wissen nicht, wie das bürokratische System funktioniert und brauchen jemanden mit Erfahrung, der besser Deutsch spricht, der ihnen hilft. Es fehlen ihnen die Ansprechpartner und die meisten Institutionen im Stadtviertel sind ihnen nicht bekannt.“ (Feedback einer migrantischen Interviewerin aus der Gropiusstadt, Mitschrift)

Da 37% der Interviewten angaben, sich prinzipiell vorstellen zu können, sich an Initiativen zu beteiligen, wurden diese noch ausführlicher in einem sogenannten Aktivierungsbogen befragt. Die Bewohner/innen wurden gefragt, ob sie Interesse an Information über Initiativen und Beteiligungsverfahren hätten und auf welchem Wege sie diese Informationen gerne erhalten würden. Die meisten der Befragten bevorzugten ein persönliches Anschreiben und/oder eine Ankündigung in der Zeitung, womit in der Regel das Berliner Abendblatt gemeint war. An dritter Stelle wurden Aushänge im Haus als Informationsmedium genannt. Dagegen bestand an Ankündigungen auf der Internetseite des Quartiersmanagement eher wenig Interesse.

**Abb. 14** „Auf welchem Weg möchten Sie über die geplanten Initiativen und Beteiligungsverfahren informiert werden?“

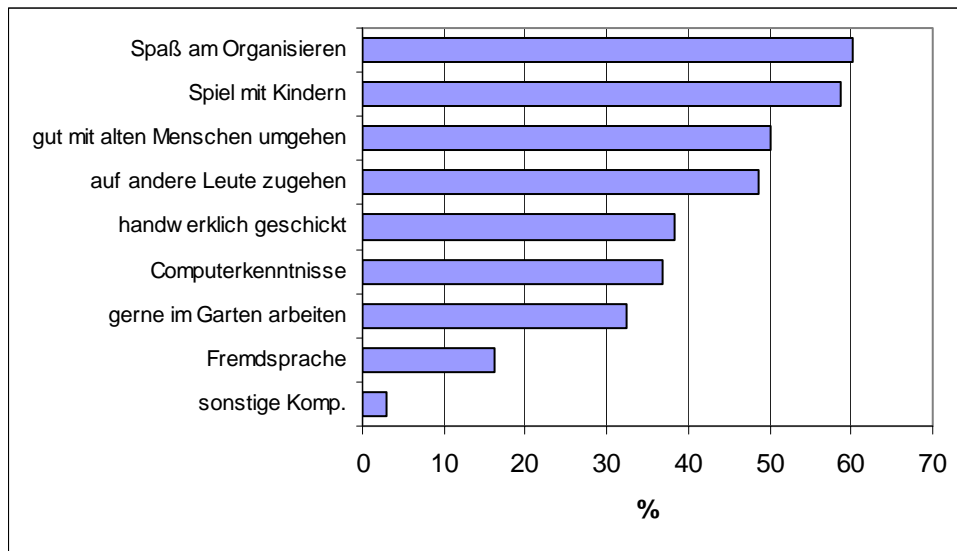


Die Befragten hatten die Möglichkeit, ihre Adresse zu hinterlassen, wenn sie mehr postalische Informationen wünschten. Auf diese Weise konnten wir viele Adressen von interessier-

ten Bürgern sammeln, die auch eine Einladung zur Bewohnerversammlung und zur Perspektivwerkstatt erhielten. Auch wurden die Bewohner/innen befragt, ob sie ein Interesse an der Mitarbeit im Quartiersbeirat hätten, was sich 46 Personen prinzipiell vorstellen konnten (auch wenn ihnen trotz der Erklärungen der Interviewer/innen vermutlich nicht im einzelnen klar war, was eine solche Mitarbeit bedeutet).

Die Bewohner/innen wurden auch danach gefragt, welche Kompetenzen sie in solche Initiativen zur Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation im Quartier einbringen könnten. Deutlich wird aus der Grafik, dass der Schwerpunkt der befragten Bewohner/innen in der Kommunikation und im Umgang mit Menschen liegt. Denn die häufigsten Nennungen gab es bei den Antworten „*Ich habe Spaß etwas zu organisieren (z.B. Feste und Veranstaltungen)*“, „*Ich habe Spaß beim Spielen mit Kindern*“, „*Ich kann gut mit alten Menschen umgehen*“ und „*Ich kann gut auf andere Leute zugehen*“.

**Abb. 15: Kompetenzen der Bewohner/innen**



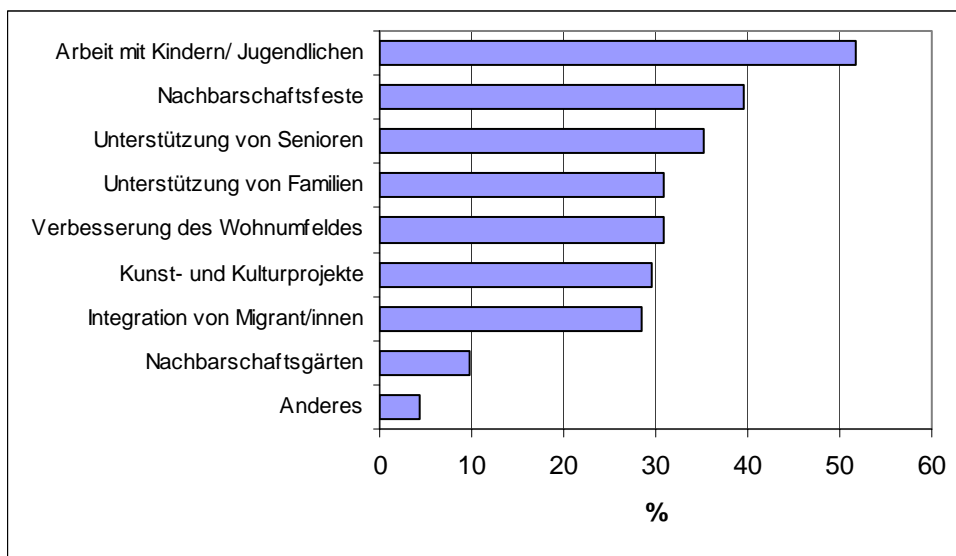
Wir fragten die Bewohner/innen auch danach, in welchen Bereichen sie sich gerne engagieren würden. Auch hier waren Antwortkategorien vorgegeben und Mehrfachantworten möglich. Deutlich wurde, dass über 50% der Befragten Interesse an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen haben. Diese mit Abstand häufigste Nennung schlug sich auch in den Projektideen nieder, die wir im Rahmen der Befragung sammelten, denn im Bereich Kinder und Jugendliche gab es die meisten Vorschläge. Darüber hinaus deckt sich das Bedürfnis, sich in diesem Bereich zu engagieren auch mit dem wahrgenommenen Mangel an Angeboten in diesem Bereich. Knapp 40% der Befragten würden sich gerne für Nachbarschaftsfeste einsetzen und diese organisieren. Viele der Befragten, das wurde in den vorigen Kapiteln schon



deutlich, wünschen sich eine Verbesserung der nachbarschaftlichen Beziehungen und sind auch bereit, etwas dafür zu tun.

An dritter Stelle wurde von einem guten Drittel der Befragten die Unterstützung von Senior/innen genannt, gefolgt von der Unterstützung von Familien und der Verbesserung des Wohnumfeldes (jeweils knapp über 30%). Deutlich weniger Interesse gab es von den Befragten an Nachbarschaftsgärten – dafür interessierten sich nur knapp 10%.

**Abb. 16: Bereiche des Engagements**



Neben den vorgegebenen Antwortkategorien bei dieser Frage nach den Bereichen des Engagements gab es für alle Befragten die Möglichkeit, konkrete Projektideen aus einem beliebigen Bereich zu äußern. Wir stellten den Bewohner/innen dazu folgende Frage, die auf kleinere Projektideen abzielte, die durch den Aktionsfonds gefördert werden könnten: „Wenn Ihnen 1500 Euro zur Verfügung ständen, um ein eigenes Projekt zu realisieren oder auch um ein Wunschprojekt zu fördern, was würden Sie mit diesen 1500 Euro tun?“

Auch wenn die Frage für einige der Interviewten etwas überraschend kam und sie angaben, darüber gerne noch länger nachdenken zu wollen, kamen doch eine Vielzahl von Vorschlägen und Projektideen zu unterschiedlichen Themen. Deutlich wurde, dass bei den Bewohner/innen das Bedürfnis besteht, die Situation in ihrem Viertel zu verändern und dass es ein großes Potential für Engagement im Quartier gibt.

Vorschläge für Projekte wurden in folgenden Bereichen gemacht:

- **Angebote für Kinder, Jugendliche und Familien** (z.B. Kinderküche: gemeinsam kochen und essen, Ökologischer Erlebnispfad, Bänke und Tische für Eltern auf Spielplätzen, Hilfe bei der Jobsuche für Jugendliche)
- **Angebote für Senior/innen** (z.B. Seniorentreff organisieren, Jugendliche kümmern sich um Senior/innen)
- **Stadtteilkultur** (Kunst, Kultur, Sport und Gastronomie) (z.B. Lesungen für Erwachsene und Kinder, Sportverein, Tauschbörse für gebrauchte Bücher)
- **Nachbarschaftliches Miteinander und interkulturelle Begegnung** (z.B. interkulturelles Straßenfest, multikulturelle Tanzgruppe, Nachbarschaftscafé)
- **Verschönerung des Wohnumfeldes** (z.B. Blumen pflanzen, Säuberung von Spielplätzen)
- **Verbesserung der Sicherheit im Quartier** (z.B. Verbesserung der Beleuchtung)

Auf der Perspektivenwerkstatt wurden nicht nur die Projektideen, die im Rahmen der Befragung entstanden sind, präsentiert; auch das Quartiersmanagement stellte seine Projektideen vor. Darüber hinaus hatten Bewohner/innen und lokale Akteur/innen die Möglichkeit, weitere Ideen einzubringen. Anschließend wurden nach der Interessenlage der anwesenden Bewohner/innen und Vertreter/innen der Einrichtungen sechs Arbeitsgruppen zu unterschiedlichen Themen gebildet. Die Arbeitsgruppen hatten die Aufgabe, ihre Projektideen zu konkretisieren und diese später im Plenum vorzustellen. So wurde beispielsweise ein Projekt zur Stärkung der Zivilcourage entwickelt sowie ein Projekt einer Einrichtung in Kooperation mit Bewohner/innen, bei dem Jugendliche bei der Jobsuche unterstützt werden sollen. Auch drei migrantische Jugendliche präsentierten ihre Projektidee, die darin bestand, Breakdance-Workshops für Jugendliche anzubieten und verschiedenen Einrichtungen im Quartier Aufführungen anzubieten (was auch bei der Vertreterin eines Seniorenheims auf Interesse stieß). Außerdem wurde an einem Nachbarschaftstreffpunkt gearbeitet.

## Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen

Anhand der Untersuchung wurde deutlich, dass die befragten Bewohner/innen ein klares Bewusstsein von den Problemen und Schwächen ihres Quartiers entwickelt haben. Gleichzeitig zeigte sich, dass es unter den Bewohner/innen ein großes Interesse an der Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation im Stadtviertel gibt und dass bei einem nicht geringen Teil der Bewohner/innen auch die Bereitschaft für persönliches Engagement vorhanden ist. Die Aufgabe des Quartiersmanagements wird es nun sein, dieses Potential an Kreativität und Aktionsbereitschaft zur Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation in der Gropiusstadt nutzbar zu machen. Durch die aktivierende Befragung und die darauffolgende Bewohnerversammlung sowie die Durchführung der Perspektivenwerkstatt konnten Kontakte zu den Bewohner/innen hergestellt werden und Informationen über die Arbeit und die Möglichkeiten des Quartiersmanagements weitergegeben werden. Gleichzeitig wurde ein Raum eröffnet, um gemeinsam Ideen zu Veränderungen und Verbesserungen des Viertels zu entwickeln. Dieses Konzept stieß auf eine positive Resonanz, was sich sowohl an der großen Bereitschaft der Bürger/innen an der Befragung teilzunehmen zeigte als auch am Interesse an der Bewohnerversammlung und der aktiven Mitarbeit von Bewohner/innen im Rahmen der Perspektivenwerkstatt. Nun wird es darum gehen, diese Kontaktaufnahme durch weitere Maßnahmen und Aktivitäten zu verstärken und die in Gang gesetzten Entwicklungen zu unterstützen – mit dem langfristigen Ziel im Stadtteil stabile Strukturen der Selbstorganisation und des bürgerschaftlichen Engagements aufzubauen.

Aufgrund der Befragung konnten verschiedene Themenschwerpunkte herausgearbeitet werden, die die Interviewten als Problemfelder sehen. Mit Sicherheit kann das Quartiersmanagement nicht auf all die geäußerten Wünsche und Bedürfnisse eingehen, aber die Erfahrungen und Einschätzungen der Befragten eröffnen viele Ansatzpunkte für mögliches, vom Quartiersmanagement unterstütztes Bürgerengagement und auch für umfangreichere Projekte, die an den vorhandenen institutionellen Strukturen und Projekten des Stadtviertels anknüpfen sollten. Aus der Analyse der Befragung ergeben sich aus unserer Perspektive in erster Linie folgende Bereiche mit den entsprechenden Handlungsfeldern, die im Anschluss noch näher ausgeführt werden:

### **I. Nachbarschaften und interkultureller Dialog**

- Stärkung von nachbarschaftlichen Strukturen, um die Kommunikation zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen zu fördern und die Anonymität in den Häusern abzufedern
- Schaffen von Begegnungsmöglichkeiten im Stadtraum zur Unterstützung des sozialen und kulturellen Miteinanders
- Förderung von Respekt und Toleranz gegenüber unterschiedlichen sozialen und kulturellen Gruppen (besonders Jugendliche – Senior/innen und Migrant/innen und

Nicht-Migrant/innen) – Stärkung der Fähigkeit, die Perspektive des Anderen einzunehmen

## **II. Migration und Integration**

- Ausbau spezieller, niedrigrschwelliger Angebote für Migrant/innen, um auf den multi-kulturellen Wandel des Viertels angemessen zu reagieren (z.B. durch die bereits begonnene Öffnung von Schulen und Kindertagesstätten)
- Stärkung und Unterstützung der Selbstorganisation von Migrant/innen mit Hilfe von migrantischen Multiplikator/innen und in Zusammenarbeit mit migrantischen Organisationen aus anderen Stadtvierteln

## **III. Kinder, Jugendliche und Familien**

- Stärkung der Erziehungskompetenz und Erziehungsverantwortung von Eltern
- Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen und Schulen zu Eltern-Kind-Zentren im Stadtteil
- Verbesserung der sozialen und beruflichen Integration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen
- Ausbau des Angebots für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sowie Familien, das unterschiedliche (jugendliche) Zielgruppen erfasst

## **IV. Zusammenleben der Generationen**

- Förderung der Kommunikation von Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Senior/innen
- Förderung von Zivilcourage und angemessenem Verhalten bei Provokationen und Aggressionen im öffentlichen Raum

## **V. Ehrenamt und Partizipation**

- Anerkennung, Betreuung und Weiterbildung von Ehrenamtlichen
- Arbeit mit migrantischen Multiplikator/innen
- Etablierung von Bewohner/innen-Arbeitsgruppen

## **VI. Stadtteilkultur**

- Erhöhung der Attraktivität des Wohnviertels (auch für einkommensstärkere Haushalte) durch Verbesserung der kulturellen Angebotsstruktur (Kunst, Kultur, Gastronomie)

### **VII. Sicherheit**

- Verbesserung des subjektiven Sicherheitsgefühls durch Trainings zur Förderung von Zivilcourage (siehe Zusammenleben der Generationen)

### **VIII. Sauberkeit im Viertel**

- Verbesserung der Sauberkeit im Stadtviertel durch Unterstützung der Eigenverantwortlichkeit

### **IX. Öffentlichkeitsarbeit**

- Verstärkung der Öffentlichkeitsarbeit der lokalen Einrichtungen und des Quartiersmanagements, um noch mehr Bewohner/innen mit dem vorhandenen Angebot vertraut zu machen

Vielfach handelt es sich hier um Themen, die zum Teil langfristiger und umfassender Lösungskonzepte bedürfen, die die Kompetenzen und Möglichkeiten des Quartiersmanagements überschreiten. Trotzdem können durch einzelne vom Quartiersmanagement initiierte Projekte Zeichen gesetzt und Verbesserungen erreicht werden. Sowohl das Quartiersmanagement als auch die vorhandenen Institutionen und Projekte arbeiten bereits an vielen der genannten Handlungsfelder.

Die Schwerpunktsetzung des Quartiersmanagements mit den fünf Bereichen „*Neue Nachbarschaften*“, „*Förderung des Spracherwerbs*“, „*Familien- und Erziehungsberatung und soziale Angebote*“, „*Verbesserung der Bildung und der sozialen Kompetenz zur Erhöhung der Zugangschancen für Ausbildung und Beschäftigung*“ sowie „*Beteiligung und Information der Bewohner/innen an der Quartiersentwicklung*“ trifft die Problematik im Quartier und entspricht der Tendenz, die sich aus unserer Befragung ergibt. Diese fünf zentralen Handlungsfelder lassen sich auch in den von uns oben genannten Handlungsfeldern wiederfinden.

Unsere Handlungsfelder sind durchaus als eine Prioritätenliste zu verstehen, die sich aus der Analyse der Befragung ergibt.<sup>13</sup> Vor allem in den ersten drei Bereichen – Nachbarschaft-

---

<sup>13</sup> Der Bereich „Öffentlichkeitsarbeit“ am Ende ist allerdings übergreifend gemeint und steht deswegen am Schluss unserer Aufzählung.

ten und interkultureller Dialog, Migration und Integration sowie Kinder, Jugendliche und Familien - sehen wir dringenden Handlungsbedarf. Wir möchten jetzt auf die oben genannten Handlungsfelder näher eingehen und konkrete Hinweise geben, in welche Richtung weitergearbeitet werden könnte.

## Nachbarschaften und interkultureller Dialog

Im Bereich der nachbarschaftlichen Beziehungen ergeben sich diverse Ansatzpunkte für bürgerschaftliches Engagement und die Verbesserung der sozialen Beziehungen im Quartier. Gerade dieser Bereich erscheint für ehrenamtliche Aktivitäten besonders geeignet, weil diese an der konkreten Alltagswelt der Bewohner/innen anknüpfen und Veränderungen im nachbarschaftlichen Zusammenleben im Alltag direkt erfahrbar sind. Die Stabilisierung von nachbarschaftlichen Strukturen ist deswegen nötig, um den sozialen Wandel, den das Viertel gegenwärtig erlebt, durch Bewohner/innen-Netzwerke auf einer Alltagsebene aufzufangen und die Anonymität in vielen Häusern zu durchbrechen. Die Befragung zeigt außerdem, dass die gegenseitigen Vorurteile und stereotypen Bilder von unterschiedlichen sozialen Gruppen – gerade von Migrant/innen und Nicht-Migrant/innen - zum Teil sehr groß sind, dass aber eine prinzipielle Bereitschaft besteht, Vorurteile zu hinterfragen und ethnische Grenzen zu überwinden. Übergeordnetes Ziel dieser Aktivitäten sollte die Förderung von Respekt und Toleranz gegenüber unterschiedlichen sozialen und kulturellen Gruppen und die Stärkung der Fähigkeit sein, die Perspektive des Anderen einzunehmen. Denn die Befragung zeigte, dass die Problemwahrnehmungen der unterschiedlichen sozialen und kulturellen Gruppen im Viertel zum Teil sehr differieren und der Austausch über unterschiedliche Wahrnehmungsweisen nicht in ausreichendem Maße stattfindet.

Aktivitäten zur Stabilisierung der Nachbarschaft und zur Förderung des interkulturellen Dialogs müssen in den Häusern selbst ansetzen. Deswegen bedarf es auch der Unterstützung der Wohnungsbaugesellschaften. So kann es generell hilfreich sein, wenn Bewohner/innen bei ihrem Einzug in einer bestimmten Art und Weise begrüßt (z.B. durch einen „Willkommenspass“) und offiziell in die „Mietergemeinschaft“ aufgenommen werden. Dieser „Willkommenspass“ sollte mehrsprachig sein und über die bestehenden Angebote sowie über die Beteiligungsmöglichkeiten im Quartier informieren.

Auch Patenschaften in den Häusern können die Integration der Neuhinzugekommenen fördern. Dazu müsste eine Patenschaftsagentur gegründet werden, die die Koordination der Patenschaften übernimmt, bei denen die Alteingesessenen sich um die Neuhinzugekommenen kümmern und in die Hausgemeinschaft und den Bezirk einführen. Patenschaften können sich auch auf „strategische“ Bündnisse beziehen, die bei der Organisation des Alltags Unterstützung leisten und z.B. der Einsamkeit von vor allem älteren Menschen entgegenwirken, wie z.B. die „Leihoma“ für eine Familie mit Kindern. Es können aber auch spezielle in-

terkulturelle Partnerschaften initiiert werden oder Sprachpartnerschaften im Sinne eines sprachlichen Austauschs.

Hausfeste, Hoffeste, Straßenfeste oder Mieterversammlungen in regelmäßigen Abständen sind eine gute Möglichkeit, sich in den Häusern besser kennen zu lernen. Da ein nicht geringer Teil der Befragten geäußert hat, Spaß am Organisieren zu haben und gerne die nachbarschaftlichen Beziehungen verbessern möchte, sollte hier ein Schwerpunkt in der Nachbarschaftsarbeit gesetzt werden. Dazu können die Befragten, die ihre Adresse im Rahmen der Befragung hinterlassen werden, zu einem thematischen Austausch eingeladen werden. Auch eine Nachbarschaftskampagne mit einem Fonds für Feste ist eine gute Möglichkeit, einfache Formen der nachbarschaftlichen Begegnung zu fördern.

Die Gestaltung der Außenanlagen, z.B. Bänke und Tische im Hof, und die Verschönerung des Wohnumfeldes, z.B. die Bepflanzung von Grünanlagen, für die sich in der Befragung viele Bewohner/innen interessiert haben, können zu einem verbesserten Miteinander beitragen. Fototafeln im Stile von „Wer ist wer?“ im Hausflur können ebenfalls dazu beitragen, Anonymität abzubauen ebenso wie Bewohnerwandzeitungen, auf die Kommentare, Anregungen, Einladungen, Beschwerden etc. aufgehängt werden können.

Ein besonders wichtiger Punkt ist auch die Schaffung von Nachbarschaftstreffpunkten in den Häusern, die in den Händen von Nachbarschaftsinitiativgruppen liegen könnten und für die Räumlichkeiten von den Wohnungsbaugesellschaften bereit gestellt werden müssten. Solche Nachbarschaftscafés, die für alle sozialen und kulturellen Gruppen im Haus offen sein müssen, können wesentlich zum Abbau von Berührungängsten beitragen und kommen dem Wunsch der Bewohner/innen nach mehr Begegnungsmöglichkeiten nach. Sie müssen allerdings in den Händen einer verantwortlichen und verantwortungsvollen Nachbarschaftsinitiative liegen oder sollten durch Sozialarbeiter/innen, Stadtteilmanager/innen u.ä. betreut werden. In den Nachbarschaftscafés können auch thematische Veranstaltungen stattfinden, die an das Interesse der Bewohner/innen anknüpfen – wie z.B. Länderabende mit entsprechendem Essen, die von migrantischen Vertretern gemeinsam mit Nicht-Migrant/innen vorbereitet werden („Deutsch-Russischer-Abend“). Auch das vom Quartiersmanagement in Zusammenarbeit mit Impuls e.V. geplante „Kochbuch der Integration“ erscheint als ein sinnvolles Projekt, das ethnische Grenzen auf einer Alltagsebene überschreitet und unterschiedliche Herkunft als Ressource vermittelt.

Der Bereich der Nachbarschaften gehört zwar zu den selbstgestellten Handlungsschwerpunkten des Quartiersmanagements, ist aber sicher – vor allem auf einer enger gefassten nachbarschaftlichen Ebene, nämlich innerhalb der Häuser, - noch ausbaufähig. Hier gilt es vor allem, stärker als bisher mit Bewohner/innen zusammenzuarbeiten, die Ideen und Initiativen der aktivierten Bewohner/innen zu nutzen bzw. weiterhin Bewohner/innen zu aktivieren, in ihrem nachbarschaftlichen Umfeld aktiv zu werden.

## Migration und Integration

Durch die Befragung wurde deutlich, dass der soziale und kulturelle Wandel des Stadtviertels bislang nicht durch eine entsprechende Angebotsstruktur aufgefangen wurde. Konkret bedeutet dies, dass es an speziellen Angeboten für Migrant/innen mangelt. Spezielle, niedrigschwellige Angebote für Migrant/innen müssen ausgebaut bzw. etabliert werden, um auf den multikulturellen Wandel des Viertels angemessen zu reagieren. Dazu gehören neben Sprachkursen in vertrauensvoller Atmosphäre (nicht nur „klassische“ Sprachkurse mit verschultem Unterricht) u.a. auch Beratungen zu Aufenthaltsrecht, niedrigschwellige Familienberatung speziell für Migrant/innen, Bildungsangebote (wie Alphabetisierungskurse, Kurse um Schulabschlüsse nachzuholen, eine „Forschergruppe“ für Erwachsene, die spielerisch Wissen vermittelt), Therapiegruppen (speziell für Flüchtlinge, die traumatische Erfahrungen in ihren Heimatländern gemacht haben) und niedrigschwellige Beratungsstellen zum Thema häusliche Gewalt.

Die Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen und Schulen zu Eltern-Kind-Zentren im Stadtteil kann einen zentralen Beitrag zur Stärkung der Erziehungs- und Bildungskompetenz von Eltern und zur Förderung der Bildungserfolge insbesondere von Kindern aus bildungsfernen Schichten und aus Migrantenfamilien leisten. Zudem zeigen die Interviews, dass über Institutionen wie Kindertagesstätte und Schule der interkulturelle Austausch gefördert werden kann, da die Kinder als Kontakt stiftendes Bindeglied fungieren. Auch die Öffnung von Kindertageseinrichtungen und Schulen durch Deutschkurse oder Elterngesprächskreise trägt dazu bei, die Schwellenangst von Migranteneltern zu senken und ihre Beteiligung an Bildungs- und Erziehungsprozessen zu verbessern. Hier gehen die Aktivitäten des Quartiersmanagements und die einiger Schulen bereits in die richtige Richtung.

Deutlich wird angesichts der dringlichen Problemlage im Stadtteil allerdings, dass das Quartiersmanagement nur einen Teil dieser Arbeit leisten kann und dass hier auch der Bezirk gefragt ist, um langfristige Angebote zu etablieren und erfolgreiche Projekte, bei denen in engagierter Arbeit migrantische Gruppen entstanden (z.B. Müttercafé mit Deutschkurs), weiter zu fördern.

Die interkulturelle Öffnung sollte zu einem Leitbild der Stadt(teil)politik werden. Hierzu gehören die systematische Förderung interkultureller Kompetenzen und die vermehrte Einstellung von Personen mit Migrationshintergrund in Verwaltung und sozialen Diensten und die Verankerung von Integrationsförderung als Querschnittsaufgabe der Verwaltung. Hier könnte es Aufgabe des Quartiersmanagement sein, einen solchen Prozess mit anzustoßen, z.B. durch thematisch-strategische Vernetzungstreffen mit Verwaltung und lokalen Institutionen.

Der wichtigste Schwerpunkt der Arbeit des Quartiersmanagement im Bereich von Migration und Integration sollte jedoch die Entwicklung von migrantischen Selbst(hilfe)organisationen im Stadtteil sein. Wie die Analyse der Befragung zeigt, sind migrantische Selbstorganisationen – sieht man von der Gruppe der russischen Aussiedler ab – im Quartier nicht vorhan-



den. Die Aufgabe des Quartiersmanagement sollte es demnach sein, solche Prozesse der Selbstorganisation zu initiieren bzw. Anstöße dazu zu geben.

Die Erfahrung der im Rahmen der Studie durchgeführten zwei Veranstaltungen zeigt, dass Migrant/innen diese Form des Austausches eher in geringem Umfang wahrnehmen. Das Feedback einer migrantischen Teilnehmerin an der Bewohnerversammlung machte deutlich, dass deutsche Bewohner/innen mit ihren Argumentationsstrategien als sehr dominant wahrgenommen wurden und eine Scheu bestand, sich in einem solchen Rahmen zu äußern, auch aufgrund von sprachlichen Kompetenzen und befürchteten Abwertungen.

Wir schlagen deswegen eine stadtteilbezogene Bewohnerkonferenz zum Thema Migration vor, die sich speziell an Migrant/innen richtet und ihre Probleme, Wünsche und Bedürfnisse zum Thema macht. Ziel einer solchen Konferenz kann es sein, migrantische Selbstorganisation zu initiieren, ein stadtteilorientiertes Vertretungsgremium von Migrant/innen ins Leben zu rufen und integrationsbezogene Projekte von Migrant/innen selbst zu entwickeln (beispielsweise im Bildungsbereich und im Bereich interkultureller Begegnungen). An anderen Standorten wurden mit einem solchen Vertretungsgremium sehr gute Erfahrungen gemacht. Unterstützend sollten zu dieser Konferenz auch migrantische Organisationen aus Nord-Neukölln eingeladen werden. Die Einladung der Teilnehmer/innen für eine solche Konferenz sollte nicht nur auf dem herkömmlichen Wege (Plakate, Aushänge, Anschreiben) durchgeführt werden, sondern sich vor allem mit Hilfe von migrantischen Multiplikator/innen und mehrsprachigen „Brückenpersonen“ geleistet werden, die über einen Schneeballeffekt weitere Teilnehmer/innen akquirieren. Auch Bildungseinrichtungen wie Schule und Kindertagesstätte sowie lokale Projekte und weitere Institutionen können bei der Teilnehmerakquise unterstützend wirken und auf potentielle migrantische Multiplikator/innen verweisen.

Deutlich sollte aber sein, dass die Initiierung von migrantischen Selbstorganisationen ein langer Prozess sein wird, der langfristig begleitet und gefördert werden muss. Dafür ist sehr viel basis- und bewohnerorientierte Arbeit notwendig. So wichtig uns diese Arbeit aus der Analyse der Problemlagen im Quartier erscheint, ist es jedoch auch unumgänglich, die knappen Ressourcen des Quartiersmanagements kritisch zu befragen. Sollte diese prozessorientierte Arbeit nicht ausschließlich im Rahmen der Arbeit des Quartiersmanagement möglich sein, müssen andere Finanzierungsmodelle gefunden werden.

## Kinder, Jugendliche und Familien

In der Analyse der Befragung wurde deutlich, dass im Bereich von Kindern, Jugendlichen und Familien erhöhter Handlungsbedarf vorliegt. Das gilt insbesondere für die Situation der Jugendlichen im Viertel, denen es an Treffpunkten, Räumen, Orten und Angeboten fehlt. Insgesamt sollte der Ausbau des Angebots für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sowie Familien vorangetrieben werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass ein un-

terschiedliches Angebot für verschiedenen Zielgruppen entwickelt werden muss. Der ansässige Jugendclub im Kerngebiet wird von einer bestimmten jugendlichen Zielgruppe besetzt, so dass sich andere jugendliche Szenen dort weniger „heimisch“ fühlen. Dies ist jedoch kein Problem des Jugendclubs, sondern vielmehr ein Problem eines mangelnden ausdifferenzierten Angebots. Gerade vor diesem Hintergrund wirkt die Schließung des „Haus der Mitte“ unverständlich.

Auch im öffentlichen Raum bedarf es einer größeren Berücksichtigung von jugendlichen Interessen. Wenn aufgrund von Anwohnerbeschwerden Parkbänke abmontiert und Spielplätze beseitigt werden, die als Treffpunkte von Jugendlichen fungieren, aber keine Alternativen überlegt werden, wie jugendliche Bedürfnisse und das berechtigte Bedürfnis der Anwohner/innen nach Ruhe konstruktiv ausgeglichen werden können, erscheint dies als wenig überzeugende Lösung von Nachbarschaftskonflikten, die zu Lasten der Jugendlichen ausgeglichen werden.

Zu den fehlenden Angeboten gehören auch Angebote für Eltern mit kleinen Kindern, wie die Arbeit des Frauenzentrums zeigt, das am äußersten Rande seiner räumlichen und vor allem personellen Ressourcen arbeitet.

Die Stärkung der Erziehungskompetenz und Erziehungsverantwortung der Eltern ist ein weiterer wichtiger Punkt. Vorhandene Familienbildungsansätze, wie sie beispielsweise an einer Hauptschule in Planung sind, weisen dabei in die richtige Richtung. Das Quartiersmanagement hat der Erziehungs- und Familienberatung einen eigenen Schwerpunkt gewidmet, was auch hinsichtlich der vorhandenen generationellen Konflikte als sinnvolle Schwerpunktbildung erscheint.

Auch die Verbesserung der sozialen und beruflichen Integration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist bereits Schwerpunktthema des Quartiersmanagement und schlägt sich in Projekten wie „Verlässliche Lehrstelle für verlässliche Schüler“ nieder. Diese Verknüpfung von (lokaler) Ökonomie und Schule ist ein Schritt zur stärkeren Praxisorientierung der Schule und fördert die berufliche Integration gerade von Jugendlichen an Hauptschulen.

In den Gesprächen mit den Expert/innen wurde deutlich, dass zwar die Jugend(hilfe)einrichtungen im Quartier gut vernetzt sind, dass die Schulen sich aber an dieser Vernetzung nur in geringem Maße beteiligen. Hier wäre die Etablierung eines Netzwerks Schule – Jugendhilfe auf Quartiersebene möglich, um den Austausch untereinander zu fördern. Allerdings konnte bei manchen Expert/innen eine gewisse Austauschmüdigkeit angesichts der knappen Personalressourcen beobachtet werden.

Insgesamt ist festzustellen, dass der Bereich „Kinder, Jugendliche und Familien“ durch das Quartiersmanagement im Rahmen der Ausweisung zweier Handlungsfelder sehr gut bearbeitet wird.

## Zusammenleben der Generationen

In Bezug auf das Zusammenleben der Generationen sind Projekte zu fördern, die der Unterstützung der Kommunikation von Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Senior/innen dienen. Gerade in diesem generationellen Verhältnis erscheinen die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Bedürfnisse eklatant, die erst einmal sichtbar gemacht werden müssen. Hierzu sind vielfältige Projekte auch von Bewohner/innen-Seite möglich. Die Idee eines Breakdance-Workshops bzw. der Initiierung einer Breakdance-Gruppe, die auch in Seniorenheimen auftritt, erscheint als überzeugende Idee, einen Kommunikationsprozess in Gang zu setzen und jugendliche Lebenswelten der älteren Generation zu vermitteln.

Ebenfalls entstand im Rahmen der Perspektivenwerkstatt auf Vorschlag des Quartiersmanagements eine Arbeitsgruppe zum Thema „Förderung der Zivilcourage“. In Trainings sollen Bewohner/innen lernen, Zivilcourage zu entwickeln und auf Provokationen und Aggressionen angemessen zu reagieren. Sinnvoll könnte es hier auch sein, nicht nur ältere Erwachsene, sondern auch Jugendliche in die Trainings miteinzubeziehen, die dem aggressiven Verhalten von jugendlichen Cliquen gewaltfrei etwas entgegen setzen möchten. Dies würde den Dialog der Generationen auch innerhalb der Trainings fördern. In der Vorstellung der Arbeitsgruppe sollen diese Trainings von Bewohner/innen selbst durchgeführt werden, die zuvor von erfahrenen Trainern geschult wurden. Dies hat einen multiplikatorischen Effekt.

Auch Anti-Aggressionstrainings und Deeskalationstrainings für Jugendliche stehen auf der Agenda des Quartiersmanagement. Besonders bei Anti-Aggressionstrainings hat sich ein methodischer Zugang zu gewalttätigen Jugendlichen bewährt, der nicht moralisch argumentiert, sondern versucht Jugendliche für die Konsequenzen ihres Tuns zu sensibilisieren, ihnen Handlungsalternativen aufzeigt und diese anhand von praktischen Übungen und Aufgabenstellungen erprobt. Hier steht die Orientierung auf die eigenen Ressourcen der Jugendlichen im Vordergrund und ihre prinzipielle Fähigkeit zur Selbstkontrolle.

## Ehrenamt und Partizipation

Im Rahmen der Befragung konnten die Bewohner/innen ihr Interesse an bestimmten Themen formulieren. Auf der Basis der Befragung können nun thematische Interessengruppen gebildet werden, die in Arbeitsgruppen an ihren jeweiligen Themen arbeiten. Dieser Prozess sollte vom Quartiersmanagement initiiert und begleitet werden.

Auch die Arbeitsgruppen, die im Rahmen der Perspektivenwerkstatt entstanden sind, sollten weiterhin vom Quartiersmanagement begleitend betreut werden. Das bedeutet, dass das Quartiersmanagement als Ansprechpartner bei Problemen unterstützend zur Verfügung steht und aktiv den Arbeitsgruppenprozess verfolgt, falls dieser ins Stocken gerät.

Deutlich wurde im Rahmen der Befragung auch, dass ehrenamtliche Arbeit – gerade die, die in Institutionen stattfindet – durchaus eine ambivalente Funktion hat, da Ehrenamtliche häufig ähnliche Aufgaben übernehmen wie professionell Beschäftigte. Schlüssig erscheint uns in

diesem Zusammenhang die Ausbildung eines Ehrenamtlichen-Netzwerks bzw. einer Ehrenamtsagentur, zu der bereits Überlegungen vom Quartiersmanagement bestehen. Ein solches Netzwerk kann neben Beratung und Betreuung auch Weiterbildung anbieten und so für die Ehrenamtlichen eine formelle Rahmung ihrer Arbeit und eine Reflexion der eigenen Tätigkeit leisten. Auch die Frage der Anerkennungskultur von ehrenamtlicher Arbeit ist in diesem Kontext zu diskutieren.

Die Analyse des Quartiers zeigt, dass in der Vertretung und Beteiligung von Migrant/innen ein großes Defizit herrscht. Die Beteiligung von Migrant/innen sollte deshalb zu einem Schwerpunkt in der Weiterentwicklung des Quartiersmanagements gemacht werden und mit geeigneten Modellen und Förderprogrammen unterstützt werden. Das Quartiersmanagement sollte in diesem Zusammenhang die interkulturellen Kompetenzen des Teams stärker herausstellen und die Selbstorganisation von Migrant/innen gezielt fördern.

Wie Erfahrungen aus anderen Gebieten des Programms „Soziale Stadt“ zeigen, ist die *„Heranbildung eines funktionsfähigen und mit den weiteren Arbeitsgruppen im Stadtteil vernetzten Vertretungsgremiums der MigrantInnenbevölkerung“* von zentraler Bedeutung für eine Verbesserung der Partizipation von Migrant/innen.<sup>14</sup> Dieser Aspekt wurde bereits im Abschnitt „Migration und Integration“ angesprochen.

Eine stärkere Beteiligung von Migrant/innen an der Entwicklung des Quartiers kann auch im Rahmen der Familienbildung gefördert werden, wenn diese Themen aufgreift, die für Familien nichtdeutscher Herkunft von Interesse sind (z. B. durch die Organisation quartiersbezogener Foren, in denen kommunale Entscheidungsträger mit Bewohner/innen ins Gespräch kommen).

Wie eine Studie zu Wanderungsprozessen und Quartiersentwicklung zeigt, arbeiten *„Erfolgreiche Ansätze zur Förderung der Teilhabe von MigrantInnen an der Quartierspolitik (...) mit ehrenamtlichen ‚Brückenpersonen‘ wie ‚Integrationsassistenten/innen‘, ‚Elternbegleiter/innen‘ oder ‚Gesprächsleiter/innen‘, die über einen Migrationshintergrund verfügen, entwickeln Handlungsstrategien, die von der konkreten Situation im Quartier ausgehen, suchen geeignete Kooperationspartner und knüpfen gemeinsam mit allen Bewohnergruppen an den Ressourcen und Potenzialen des Stadtteils an.“*<sup>15</sup> Auch hier besteht also – wie im Abschnitt „Migration und Integration“ – die Empfehlung, vor allem mit migrantischen Multiplikator/innen zu arbeiten.

---

<sup>14</sup> Alp Otman: Aspekte der Partizipation von MigrantInnen im Stadtteil. Darmstädter Erfahrungen im Rahmen des Programms Soziale Stadt, in: Migration und Soziale Arbeit, Heft 1/2006, S. 41.

<sup>15</sup> Frank Gesemann: Wanderungsprozesse und Quartiersentwicklung (in Kooperation mit der Camino gGmbH). Studie im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin. Berlin, im Dezember 2005. Verfügbar unter [http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/eu\\_modellprojekte/download/URBACT\\_Mobility\\_Study\\_Berlin.pdf](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/eu_modellprojekte/download/URBACT_Mobility_Study_Berlin.pdf).

## Stadtteilkultur

Alle Projekte, die helfen, die soziale und kulturelle Angebotsstruktur zu verbessern, fördern die Attraktivität und Wohnqualität in der Gropiusstadt und tragen zudem dazu bei (insbesondere im Kinder- und Jugendbereich) soziale Konflikte zu entschärfen. Von vielen Bewohner/innen wurden fehlende Möglichkeiten und Angebote beklagt, vor allem für Kinder und Jugendliche, aber auch für die älteren Altersgruppen wurden Wünsche nach mehr interessanten Freizeit- und Beschäftigungsmöglichkeiten formuliert. Dabei spielt der Aspekt der Bezahlbarkeit solcher Angebote eine wichtige Rolle. Auf diesem Gebiet liegen zahlreiche Möglichkeiten bürgerschaftlichen Engagements, auf die wir in den früheren Kapiteln bereits eingegangen sind, z.B. selbstorganisierte Sport-, Lese-, Hobby-, Seniorengruppen, Lesungen, Kunstausstellungen, Kunstmarkt etc. Hier ist weniger zu empfehlen, Künstler und Kulturschaffende von außen zu engagieren als vielmehr auf die Selbstorganisation und Eigeninitiative der Bewohner/innen zu setzen. Auch die Schaffung eines (Kultur)cafés oder eines öffentlichen Nachbarschaftstreffpunktes, wie er auf der Perspektivenwerkstatt bereits in Zusammenarbeit von Einrichtungen und Bewohner/innen erarbeitet wurde, erscheint hier als sehr sinnvoll.

## Sicherheit

Auch wenn der Ruf der meisten Befragten nach mehr Sicherheit sich an die Polizei und andere Ordnungskräfte richtete, so gibt es auch andere Möglichkeiten, bei denen Bürger/innen selbst die Sicherheit in ihrem Quartier fördern können. So kann eine Bewohnerinitiative sich für bessere Beleuchtung von Strassen und Plätzen stark machen, eine Stadtteilzeitung kann der gewalt- und verbrechenszentrierten Darstellung herkömmlicher Medien, durch die ein Teil des Unsicherheitsgefühls erzeugt wird, eine differenziertere Darstellung entgegensetzen und auch von Beispielen gegenseitiger Unterstützung etc. berichten. Trainings mit Jugendlichen und Senior/innen können helfen bei Jugendlichen ein Bewusstsein für Ängste älterer Menschen zu entwickeln und bei älteren Menschen Ängste abzubauen. Trainings für Zivilcourage können ebenfalls helfen gewalttätige Situationen im öffentlichen Raum zu entschärfen. Die Ideen für diese Trainings wurden bereits vom Quartiersmanagement entwickelt und auf der Perspektivenwerkstatt von Bewohner/innen aufgegriffen.

## Sauberkeit im Stadtviertel

Auch hier lassen sich, entsprechend der Beschwerden der Bürger/innen, die verschiedensten Initiativen denken, wie z.B. Aufklärungskampagnen zur Sauberkeit im Quartier, von Bewohner/innen organisierte Grünanlagenpflege, Aktionsgruppe gegen Hundekot, Kunstaktio-

nen oder öffentliche Diskussionen zu Themen wie „Sauberkeit“, „Vandalismus“, „Graffiti“, Aktionen zur Verschönerung und künstlerischen Gestaltung des öffentlichen Raums, Ausweisen von Hausflächen für Graffiti-Kunst etc. Auch wenn sich dieses Thema für die Bewohner/innen zum Teil als zentral darstellt, sollte dies angesichts der dringenderen sozialen Konfliktlagen nicht zu einem Schwerpunktthema des Quartiersmanagements werden.

## Öffentlichkeitsarbeit

Die Befragung zeigt, dass es bei den Bewohner/innen durchaus noch Informationsbedarf hinsichtlich der vorhandenen Angebote, Projekte und Institutionen im Quartier gibt. Auch die Arbeit des Quartiersmanagement wurde bislang nicht ausreichend wahrgenommen.

Eine Stadtteilzeitung, wie sie vom Quartiersmanagement bereits geplant ist, die über die Palette von Angeboten gut und ausführlich informiert und auch die vorhandenen Einrichtungen und Initiativen porträtiert (z.B. die bereits vorhandene, von Bewohner/innen initiierte Tauschbörse) erscheint wünschenswert und trägt nicht nur zur Information, sondern auch zur Identifikation mit dem Quartier bei. Neben der Information über die noch zu gründende Stadtteilzeitung sollte auch verstärkt die Kooperation mit dem Berliner Abendblatt gesucht werden, da dieses zumindest von einem bestimmten Teil von Bewohner/innen aufmerksam gelesen wird, wie wir im Rahmen der Befragung feststellen konnten.

Da die Befragung auf dem Lipschitzplatz so viel Resonanz fand, ist zu überlegen, ob sich nicht an einem ausgewählten Markttag unterschiedliche Einrichtungen mit Ständen auf dem Platz präsentieren und ihre Angebote vorstellen sollten. Dies bietet auch die Möglichkeit, mit Bewohner/innen direkt ins Gespräch zu kommen und sie persönlich zu informieren sowie ihre Wünsche und Bedürfnisse unmittelbar wahrzunehmen.

Da das Quartiersmanagement zur Zeit noch vor allem mit Einrichtungen zusammenarbeitet, ist zu überlegen, wie der Kontakt zu den engagierten und interessierten Bewohner/innen gestärkt werden kann. Eine Strategie der Öffentlichkeitsarbeit, die stärker in die Einrichtungen geht und beispielsweise im Rahmen eines Müttercafés die Institution des Quartiersmanagement mit seinen Fördermöglichkeiten vorstellt, kann ein Beispiel für eine stärkere Basisorientierung sein. Allerdings ist eine solche Strategie sehr aufwendig und sprengt womöglich die zeitlichen Kapazitäten des Quartiersmanagement, hat aber den Vorteil bestimmte Gruppen, die von Information und Partizipation tendenziell eher ausgeschlossen sind, persönlich und unmittelbar anzusprechen. Zu einer empfehlenswerten Strategie der Öffentlichkeitsarbeit kann auch gehören, die Multikulturalität und „Gendermischung“ des eigenen Teams stärker nach außen zu präsentieren und dadurch als eine Ressource darzustellen. Dies erscheint angesichts der in bestimmten Bewohnergruppierungen vorherrschenden stereotypen Bilder als ein wichtiges Signal der Selbstrepräsentation.